

Die Mitgliederversammlung 1980 des Grenzfriedensbundes

findet am Sonnabend, dem 10. Mai 1980, um 10 Uhr
im Handwerkervereinshaus in Husum, Süderstraße 97, statt.

Es sprechen

Professor Dr. Troels Fink, Apenrade

Professor Dr. Erich Hoffmann, Kiel

über das Thema

Die Volksabstimmungen in Schleswig 1920 —
und wo stehen wir heute?

Die Geschäftsstelle des Grenzfriedensbundes ist in Flensburg

Südergraben 53, 2390 Flensburg

Geschäftsführer: Hans Olland

Sprechzeit: Montag-Freitag 9.30-12 Uhr

Fernsprecher (04 61) 2 67 08

Bankkonto: Stadtparkasse Flensburg 200 10 20

Postscheckkonto: Hamburg 114 07-206

WAS DIESES HEFT BRINGT

	Seite
<i>Harboe Kardel</i> Der Paragraph 5 des Prager Friedens von 1866	5
<i>Hans Peter Johannsen</i> Da Sønderjylland blev delt 1918-1920.....	9
<i>Harboe Kardel</i> Schleswig zur Zeit der Volksabstimmung 1920	11
<i>Artur Thomsen</i> „Slesvigland“ — was ist denn das?.....	18
<i>Hans Peter Johannsen</i> Literatur aus Schleswig-Holstein.....	21
<i>Rolf Jacobs</i> Der Däne Adam Oehlenschläger und der Schwede Esaias Tegner	32
Zur Geschichte öffentlicher Gesundheitsfürsorge in Schleswig-Holstein.....	39
<i>Horst Schwarze</i> Käte Lassen – gestern und heute	42

HARBOE KARDEL, geb. am 25.11.1893; Kindheit und Seminarbesuch in Tondern; Abitur in Husum; 1914-18 Kriegsdienst; 1919 bis 1922 Studium und Promotion in Kiel; 1922 bis 1929 Redakteur in Flensburg und Tondern; 1929 bis 1933 im Höheren Schuldienst in Schleswig und Kiel; 1933 Schulleiter in Gravenstein; 1934 bis 1945 Redakteur in Apenrade; 1945 bis 1948 Internierung in Faarhus; 1950 bis 1957 Studienrat in Rendsburg und Kiel; seitdem freier Schriftsteller in Apenrade.

*

HORST SCHWARZE, geb. 1906 in Dresden; Studium der Pädagogik und der Literaturwissenschaft an der Technischen Hochschule Dresden; Volksschullehrer in der Sächsischen Oberlausitz und Realschullehrer in Flensburg; Kulturrezensent in Zeitungen und Zeitschriften.

ROLF HANS-JOCHEN JACOBS, geb. 1919 in Altona an der Elbe, studierte Medizin und promovierte zum Dr. med. Es folgten Ausbildungen zum Facharzt für Kinderkrankheiten, Neurologie und Psychiatrie und Kinder- und Jugendpsychiatrie. Seit 1951 im Dienste des Landes Schleswig-Holstein, ist Dr. Jacobs Leitender Medizinaldirektor am Krankenhaus für Kinder- und Jugendpsychiatrie Schleswig-Holstein. Private Interessengebiete: Quellenkritische Geschichtswissenschaft mit Schwerpunkten auf dänischer Literaturgeschichte und verfasserspsychologische Betrachtungen über Vordergrundgestalten wie z. B. Grundtvig, Oehlenschläger, Søren Kierkegaard und H. C. Andersen.

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden vom Grenzfriedensbund herausgegeben. Sie sind eine Mitgliederzeitschrift und im freien Handel nicht erhältlich.

Der Bezugspreis entspricht dem Mitgliedsbeitrag des Grenzfriedensbundes.

Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich.

Redaktion: Ernst Beier, Waldstraße 40, 2390 Flensburg

Geschäftsstelle: Südergraben 53, 2390 Flensburg

Druck: Severin Schmidt GmbH & Co., Graphische Werke, Flensburg

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

NACH SECHZIG JAHREN: 1920-1980

Mit dem Stimmzettel sollten die Abstimmungsberechtigten am 10. Februar und dem 20. März des Jahres 1920 in den auf Grund der Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages festgelegten Zonen für Nord- und Mittelschleswig bekunden, welchem Volk, welcher Nation, welchem Staat sie in Zukunft angehören wollten. Sie sollten zu etwas ihr Votum abgeben, worüber bisher immer andere als sie selbst mitzureden hatten.

Was Wunder also, daß der Aufruf zur Volksabstimmung, zur eigenen Entscheidung, ob man deutsch oder dänisch sein wolle, in der Abstimmungszeit und noch lange danach viele andere Sorgen und Probleme dieser Zeit zurückgedrängt und überlagert hat. Das angestrebte — aus heutiger Sicht utopische — Ziel, die reinliche Scheidung der Bevölkerung nach ihrer volklichen Zugehörigkeit und dementsprechender Festlegung der Staatsgrenze wurde durch die Volksabstimmungen 1920 nicht erreicht. Auf beiden Seiten der neuen Staatsgrenze schlossen sich unmittelbar danach die Volksteile, die sich mit der Eingliederung in den ihnen nicht gemäßen Staat nicht abfinden wollten, zu eigenen, von ihrer neuen Staatsangehörigkeit sich distanzierenden Minderheitengruppen zusammen mit der Hoffnung auf eine nochmalige, ihren eigentlichen Wünschen entsprechenden Abstimmungen zu einer späteren Zeit.

*

Was 1920 mit den Volksabstimmungen begann, hat durch nun sechs Jahrzehnte weitergewirkt und bestimmt auch heute noch mehr oder weniger das volkliche und staatliche Bewußtsein in dem Gebiete der nationalen Entscheidung, des Plebiszits des Jahres 1920.

Auf der Jahresversammlung 1975 des Grenzfriedensbundes hat Artur Thomsen als Vorsitzender die gegenwärtige nationale Problematik im Grenzraum Schleswig wie folgt charakterisiert:

„Ich, meine im Alltag wird uns viel zu wenig deutlich, daß wir es heute hier an der Grenze eigentlich mit vier Gruppierungen zu tun haben. Wir müssen die deutsche Mehrheit und die dänische Minderheit südlich der Grenze als zwei Gruppen sehen, die nebeneinander leben, und ganz deutlich davon unterscheiden die dänische Mehrheit und die deutsche Minderheit nördlich der Grenze. Da kann man nicht einfach deutsch und deutsch auf beiden Seiten der Grenze einander gleichsetzen und umgekehrt dänisch und dänisch. Es gibt viele Besonderheiten dieser vier Gruppen, daß man sie klar unterscheiden muß.“

Nicht auf das schiedlich-friedliche Nebeneinander dieser vier Gruppen kommt es heute an, sondern auf das Bewußtsein, daß sie zusammen in ihrem Aufeinanderbezogensein und Aufeinanderangewiesensein die Vielfalt und das Wesen des Wesen des schleswigschen Grenzlandes ausmachen und nicht im Nebeneinander, sondern im Miteinander die Aufgabe der achtziger Jahre liegt.B.

Der Paragraph 5 des Prager Friedens von 1866 wurde Schleswigs Schicksalsparagraph

Er löste Hoffnungen und Enttäuschungen aus.

Vor 100 Jahren sang- und klanglos aufgehoben, aber nicht vergessen.

„Meine Herren! jede Zweideutigkeit in internationalen Fragen muß jetzt ... vermieden werden. Der Ernst der Stunde fordert eine klare offene Sprache. Unter Hinweis auf den vorerwähnten Standpunkt des Herrn Reichskanzlers sowie des Präsidenten Wilson fordere ich als Vertreter der dänischen Bevölkerung Nordschleswigs im Namen des Rechts und der Gerechtigkeit die Durchführung des Paragraphen 5 des Friedensvertrages zu Prag [von 1866] und damit bei dem bevorstehenden Friedensschluß die endgültige Lösung der nordschleswigschen Frage auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker.“

Hans Peter Hanssen in der Sitzung des Deutschen Reichstages am 23. Oktober 1918.

Die geschichtlichen Vorgänge, die mit dem § 5 des Prager Friedens vom August 1866 Zusammenhängen, sind aus dem Gesichtskreis der gegenwärtigen Generation weithin entschwunden. Aber noch in den 20er Jahren wurden, u. a. von Professor Dr. Otto Scheel und Dr. Fritz Hähnsen, ausführliche Untersuchungen über diesen Paragraphen angestellt, der einer der wesentlichen Faktoren in der Geschichte Schleswigs und eine Frage von europäischem Rang war, von seiner Geburt an, im August 1866 bis in die Novembertage des Jahres 1918.

Der Paragraph 5 war ein Teil des nach dem preußisch-österreichischen Bruderkrieg in Prag abgeschlossenen Friedensvertrages, in den der französische Kaiser Napoleon III., der Preußen den schnellen Sieg nicht gönnte, in den Vertrag hineinlanciert hat. Er besagte, daß der Bevölkerung der nördlichen Distrikte Schleswigs Gelegenheit gegeben werden solle, darüber abzustimmen, ob sie mit Dänemark vereinigt werden wolle.

Es ging um die Teilung Schleswigs

Damit war erneut der Teilungsgedanke aufgeworfen. Schon Uwe Jens Lornsen hatte 1830 von einer Teilung Schleswigs gesprochen, die Provisorische Regierung in Kiel hatte 1848 als Lösungsmöglichkeit eine kirchspielweise Abstimmung vorgeschlagen. Im Dezember 1863 hatte der preußische Gesandte in London, Graf Bernstorff, geraten, die Grenze solle in Schleswig nach Süden bis zu einer Linie verschoben werden, „wo Nationalität und Neigung der Bevölkerung sich trennen.“ Bismarck billigte diesen Vorschlag seines Gesandten, bei dessen Ausführung der Krieg 1864 vielleicht hätte vermieden werden können. Aber

Dänemark hielt damals noch am Gesamtstaat fest. Die Zeit für eine Teilung Schleswigs war noch nicht reif. Bismarck wollte weder auf Flensburg noch auf Alsen und das Sundewitt verzichten. Mit gebundener Marschroute marschierten beide Teile in die kriegerische Auseinandersetzung. Auch nach Düppel, auf der „Londoner Konferenz“ im Mai/Juni 1864, blieb Schleswig „der große Seufzer Europas“.

Dänische Hoffnungen

Im Wiener Frieden vom Oktober 1864 hatte das amtliche Dänemark auf alle seine Rechte in den Herzogtümern Schleswig, Holstein und Lauenburg verzichten müssen, aber innerhalb der dänischen Bevölkerung war die Flamme der Hoffnung nicht erloschen. Spontane Kundgebungen, wie der Massenübertritt von Tausenden von Nordschleswigern nach Kolding während eines Königsbesuchs machten in Europa von sich reden, wenn auch der französische Vertreter in Kiel betonte, in Schleswig sei man in erster Linie Schleswiger. — Gerüchte schwirrten, Bismarck sei einer Abtretung Nordschleswigs nicht abgeneigt.

Wie weit reichte der Paragraph 5?

Plötzlich stand die nordschleswigsche Frage in aller Öffentlichkeit auf der politischen Bühne Europas, als Napoleon III. nach dem Sieg Preußens bei Königsgrätz sich der „Südjüten“ als ihr Vermittler annahm. Im preußischen Hauptquartier kam es vor der Formulierung des § 5 zu heftigen Auseinandersetzungen. Bismarck wünschte eine territoriale Abgrenzung des Abstimmungsgebiets. Er schlug vor, daß im Vertrag nur die nördlich von Alsen gelegenen Landstriche genannt würden, doch fiel bei der endgültigen Fassung dieser Passus fort. So blieb es bei der allgemeinen Formel der „nördlichen Distrikte“, unter denen Bismarck im Grunde nur den Kreis Hadersleben verstand. Ihm war nicht unbekannt, daß Frankreich sich mit der Abtretung dieses Kreises zufriedener gegeben hätte. Zwar hielt der alte König Wilhelm fanatisch an der „Königsau“ fest, aber Bismarck war zu Zugeständnissen bereit. Er wollte den Bogen nicht zu straff spannen und schnell zu einer Regelung kommen.

Der Hoffnungsfreude auf dänischer Seite standen auf schleswig-holsteinischer Seite schwere Bedenken gegenüber. In Flensburg fand eine Adresse viele Unterschriften, in der es neben der Freude über den Friedensschluß hieß: „Nur ein schmerzliches Gefühl mischt sich in diesen Jubel.“

Bismarck zog eine Grenze von Gjenner nach Westen

Bismarck ist wegen seiner Haltung oft angegriffen worden. Er hat seinen prinzipiellen Standpunkt einmal im preußischen Landtag mit folgenden Worten präzisiert: „Ich bin stets der Meinung gewesen, daß eine Bevölkerung, die nach

ihrem zweifellos und dauernd manifestierten Willen nicht deutsch sein und einem unmittelbar angrenzendem Nachbarstaat angehören will, keine Stärkung für die Macht bildet, von welcher sie sich zu trennen bestrebt ist.“

Im Mai 1867 unternahm Bismarck die ersten praktischen Schritte, die auf eine Ausführung des Paragraphen 5 hienzielen. Aber schon gleich zeigten sich die Hemmnisse. Weder über den Schutz der in Dänemark verbleibenden deutschen Minderheit noch über die Abgrenzung der „nördlichen Territorien“ konnte mit den dänischen Unterhändlern Einigkeit erzielt werden. Während Bismarck die Grenze von der Gjenner Bucht in gerader Linie nach Westen ziehen wollte, gingen die dänischen Wünsche mindestens bis Flensburg.

„Die Aufhebung des Paragraphen 5“

Im März 1868 konnten die Verhandlungen als gescheitert betrachtet werden, und in der nächsten Zeit richtete Bismarck sein Augenmerk darauf, durch Verhandlungen mit Österreich eine Aufhebung des Paragraphen 5 zu erreichen. Es kam ihm dabei zustatten, daß die führenden Männer Österreichs als eines Nationalitätenstaats erklärte Gegner des Selbstbestimmungsrechts waren. Die Aufhebung erfolgte durch eine geheime Absprache zwischen Preußen und Österreich am 13. April 1878, und am 4. Februar 1879 wurde die Abmachung veröffentlicht. Dieser Akt schlug in Kopenhagen und im dänischen Nordschleswig wie eine Bombe ein. Im November 1879 besuchte der alte König Christian IX. Berlin und schnitt dabei noch einmal die nordschleswigsche Frage an, ohne etwas zu erreichen. 1885 erklärte Bismarck im Reichstag, die Abtretung Nordschleswigs sei nur nach einer schweren Niederlage Deutschlands möglich.

Jedoch auch nach der Aufhebung hörten die dänischen Nordschleswiger nicht auf zu hoffen und zu warten. Weiter blieb der Paragraph 5 auf engste mit dem schicksalhaften Ablauf der Ereignisse im nördlichen Schleswig verknüpft. Auf dänischer Seite gewann der Teilungsgedanke an Boden, und nach dem ersten Weltkrieg besaß Hans Peter Hanssen genügend Autorität, um noch weitere Kreise des dänischen Volkes von der Notwendigkeit einer Teilung Schleswigs zu überzeugen.

Bleibende Bedeutung

Wenn wir rückschauend alles überblicken, so behält die §-5-Episode für die Geschichte unserer Heimat eine bleibende Bedeutung. Zum ersten Mal wurden die leitenden Männer auf beiden Seiten dem Problem des Nationalitätenrechts und der damit eng verbundenen Minderheitenfrage gegenübergestellt. Der Paragraph 5 hatte Unruhe in viele Gemeinden getragen. Adressen gegen eine Abtretung hatten aus Hadersleben, Christiansfeld, Rödning, Starup, Wittstedt, Halk, Hammeleff, Toftlund, Schottburg, Lügumkloster, Brede und Emmerleff ihren Weg

nach Berlin gefunden. Lang hatte der Paragraph 5 wie eine dunkle Wolke über der europäischen Politik geschwebt.

Noch einmal große Politik

Noch einmal tauchte der Paragraph 5 im November 1918 in der großen Politik auf, als der geschickte Unterhändler Hans Peter Hanssen als Abgeordneter des Deutschen Reichstages sich auf ihn berief. Er hatte seinerzeit auch zu denen gehört, die die Flamme der Hoffnung nährten, auch wenn die Tage noch so dunkel waren. Nun konnte er mit dieser Hoffnung in einer historischen Stunde an die Öffentlichkeit treten. Die deutsche Regierung bestritt ihm zwar das Recht, sich auf den § 5 zu berufen, der ja vor vierzig Jahren aufgehoben war, erklärte sich aber bereit, das Selbstbestimmungsrecht auf Nordschleswig anzuwenden. So hatte der Gedanke des Selbstbestimmungsrechts, der dem § 5 zugrunde lag, doch zuletzt gesiegt, wenn auch die Form der Ausführung auf deutscher Seite keine Zustimmung finden konnte.

Da Sønderjylland blev delt 1918-1920

Drei Bände deutsch-dänische Geschichte von Professor Troels Fink

Bd. 1: Die Vorbereitungen; Bd. 2: Der Grenzstreit;

Bd. 3: Die Abstimmungen und die Wiedervereinigung.

Im Jahre 1920 feierte ein Ehepaar auf der nordschleswigschen Insel Alsens das Fest der Silberhochzeit. Die Teilnehmer mußten in zwei Gruppen aufgeteilt werden. Es wurde zweimal gefeiert, nicht wegen Platzmangels, sondern weil die eine der beiden Gruppen zu den „Apenradeleuten“ und die andere zu den „Flensburgleuten“ gehörte. Die Apenrader wünschten, daß die kommende deutsch-dänische Staatsgrenze dort gezogen würde, wo sie denn auch seit 1920 liegt; die andere wollte sie möglichst weit südlich Flensburgs gezogen wissen. Die Meinungen prallten so hart aufeinander, daß man den Teilnehmern nicht zumuten konnte, sich um einen Tisch zu versammeln.

Diese lokalgeschichtliche Begebenheit ist ein kurioser Ausdruck der sehr bewegten Periode der Vorbereitung der neuen Grenzziehung und ein Beispiel für einen für dänische Verhältnisse ganz ungewöhnlichen dramatischen Streit, noch dazu um ein großes nationales Anliegen. Diesen Streit schildert Professor Dr. Troels Fink in seinem dreibändigen Werk „Da Sønderjylland blev delt 1918-1920“. Sønderjylland heißt Südjütland und ist die dänische Bezeichnung für das Gebiet des Herzogtums Schleswig. Die beiden ersten Bände dieses Werkes erschienen 1978 und trugen die Untertitel „Die Vorbereitungen“ und „Der Grenzstreit“, während der neue Band den Untertitel „Die Abstimmungen und die Wiedervereinigung“ erhielt.

Troels Fink hat zunächst erwogen, dem ersten Band den Titel „Es klingt wie ein Märchen“ (dän. „Det lyder som et eventyr“)

zu geben, hat aber dann die Anlehnung an die berühmte Zeile des Pontoppidanschen Gedichtes fallengelassen, weil ihre Verwendung nicht ganz ohne Ironie geschehen könne. Neben dem Glanz der Jahre 1918-20 hätte es ja auch Schatten gegeben. Fink selbst bezeichnet die gefundene Lösung als glücklich, er sieht sie wie der Dichter, jedoch führt er als Historiker die „Begebenheiten in die Wirklichkeit“.

Die Wirklichkeit von Januar-Juni 1920 bildet nun im besonderen den Inhalt des letzten Bandes. Fink teilt den großen Stoff in 21 kurze Kapitel ein, die er nahtlos verbindet. In der Schilderung des Details legt er erneut Zeugnis seines bestehenden schriftstellerischen Vermögens ab und erweist sich zugleich als Gelehrter wie als Erzähler, so daß er den Leser bis zum Schluß in Spannung hält. Seine eigene Meinung präzisiert er mit diesen Worten: „Mißt man mit der langen Elle, wurde 1920 die Grundlage für eine harmonische Entwicklung in dem alten Herzogtum gelegt, aber erst mit den dänisch-deutschen Minderheitenerklärungen von 1955 setzte sich diese Entwicklung durch.“

Im dritten Band geht es nun besonders um die Bemühungen der Flensburg-Dänen, die Stadt in den dänischen Staatsbereich zu bugsieren, und wenn das nicht gelänge, wenigstens ihre Internationalisierung zu sichern. Dazu schien fast jedes Mittel recht zu sein, und begierig bediente man sich der Hilfe des französischen Mitgliedes der Internationalen Kommission, des Dichters Paul Claudel. Man gewinnt den Eindruck,

daß auch Troels Fink diesen merkwürdigen Mann, der von einem einzigen Gedanken getragen war, nämlich Deutschland zu schaden, wo immer es möglich sei, lieber in der Poesie als in der Politik angesiedelt gesehen hätte. Die Auffassung des englischen Vorsitzenden der Kommission siegte, indem die sogenannte En-bloc-Abstimmung, die von dem dänischen Parlament und dem nordschleswigschen Dänenführer H. P. Hanssen gewünscht wurde, auch in der gewünschten Form durchgeführt wurde. Diese Form besagte, daß in einer nördlichen ersten Zone das Gesamtergebnis dieses bestimmten begrenzten Gebietes entscheidend sei, zu welchem Staat es in Zukunft zu gehören habe. In der südlich angrenzenden zweiten Zone sollte gemeindegewise abgestimmt werden, so daß die Möglichkeit bestanden hätte, daß die eine oder andere Gemeinde zu Dänemark gekommen wäre. In den Gemeinden entlang der Grenze der beiden Abstimmungszonen gab es aber im südlichen Teil keine dänischen Mehrheiten. Lange hat dieser Modus der Abstimmung die deutsche Bevölkerung irritiert, weil er einseitig sich zu ungunsten der deutschen Seite auswirkte. Das räumt auch Troels Fink ein, meint aber, daß eine von deutscher Seite etwas nördlicher gelegene Grenze, die sogenannte Tiedjelinie, umgekehrt eine Bevorzugung der deutschen Seite gewesen wäre. An dieser Stelle erfüllt Fink nicht die berechtigten Wünsche des Lesers, indem die Darstellung zu wenig differenziert erscheint. Fink sagt sehr richtig, daß die Einführung des nationalen

Selbstbestimmungsrechts als Prinzip etwas unerhört Neues in der Geschichte Schleswigs darstelle. Man hätte aber gern seine Meinung darüber erfahren, wie es mit den Möglichkeiten einer noch besser perfektionierten Anwendung des Prinzips gestanden hätte, also mit der reinen gemeindegewisen Abstimmung im ganzen Gebiet. Inzwischen haben alle gelernt, mit dieser Grenze zu leben, und die deutschen Nordschleswiger, belehrt durch die Geschichte und selbst tragisch in diese Geschichte verstrickt, haben durch ihre Loyalitätserklärung von 1945 den Schlußstrich unter 1920 gezogen. Eine vergleichbare Erklärung gaben die dänischgesinnten Bürger im deutschen Landesteil Schleswig nicht ab. Die Lösung von 1920 verlangt, wenn sie ihren geschichtlichen Rang behalten soll, die vorbehaltlose und möglicherweise auch untraditionelle Förderung der beiden nationalen Minderheiten durch ihre Herbergstaaten. Dies wäre dann eine späte Erfüllung des Prinzips, nach welchem die heutige Grenze 1920 gezogen wurde. Die Minderheiten würden ihren Beitrag zu dieser Entwicklung liefern, wenn sie sich ebenso vorbehaltlos positiv im Rahmen des Staates mitbeteiligen, in dem sie leben. Das gilt natürlich für beide. Fink schrieb Geschichte, wie Ranke es fordert: „wie es wirklich gewesen“. Das ist viel. Er schrieb jedoch auch ein Buch, das nach mehr Diskussion verlangt; er schrieb es so, daß eine positive Diskussion, die keine alten Wunden aufreißt, möglich sein sollte.

Dr. H. P. Johannsen

Schleswig zur Zeit der Volksabstimmung 1920

In der dreibändigen Geschichte der Volksabstimmungen in Schleswig 1920 mit dem Titel „Da Slesvig blev delt“ von Professor Dr. Troels Fink umfaßt der 3. Bd. „Die Abstimmungen und die Wiedervereinigung“ die Zeit vom 10. Januar bis zum 20. Juli 1920. Dr. Harboe Kardel, der diese ereignisreiche Zeit vor nun sechzig Jahren selbst miterlebt hat, läßt nachstehend an Hand der Darstellung der Ereignisse durch Professor Fink und eigener Erinnerungen diese Zeit lebendig werden. Verständlich, daß von dem deutschen Nordschleswiger Dr. Kardel manches anders gesehen wird als von dem dänischen Historiker Prof. Fink. Im ganzen mag die Schilderung dieser Zeit unseren Lesern ein Beispiel dafür sein, wie schwer, wenn nicht unmöglich es ist, Geschichte „objektiv“ zu sehen, vor allem, wenn das eigene Erleben mit im Spiele ist.

Die Red.

Die Zeit vom 10. Januar bis zum 10. Juli 1920 umfaßt eine einmalige Häufung der entscheidendsten, von atemberaubender Dramatik erfüllten Ereignisse, die der Landesteil Schleswig in seiner neueren Geschichte erlebt hat, die das Gesicht des nördlichen Teils, aus einer alten Einheit herausgerissen, völlig verändern sollte. Das Abstimmungsgebiet, das sich in zwei Zonen von der Königsau bis an die Soholmer Au erstreckte, wurde regiert von einer viergliedrigen Kommission, die sich auf eine Besatzungsmacht von 3000 englischen und französischen Soldaten stützte. Man nannte das Abstimmungsgebiet den „Staat Plebiszit“, dessen Lebenszeit auf nur etwa vier Monate beschränkt war.

Die Ankunft der internationalen Kommission

Am 25. Januar 1920 passierte die „Internationale Kommission“ die alte Grenze bei Vamdrup. In Flensburg bezog sie Quartier im „Flensburger Hof“, dem heutigen Polizeipräsidium. Die Verantwortung für das wichtige Gebiet der Ernährung hatten der deutsche Hofbesitzer Willi Iwersen, Munkbrarup, und der dänische Professor Möllgaard. Für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgten 376 dänischgesinnte Kriegsteilnehmer. An dieser Aufgabe war die deutsche Seite nicht beteiligt, wie sie überhaupt weithin von der Gestaltung ihres Schicksals ausgeschaltet war. Die Sieger hatten das Wort. „Wehe den Besiegten“ hieß es schon im alten Rom. Innerhalb der Kommission bildeten sich schnell zwei Parteien. Der Franzose Paul Claudel und der Norweger Heftye vertraten die scharfe Linie, der Engländer Marling, der den Vorsitz führte, und der Schwede von Sydow neigten zu einem vermittelnden Standpunkt.

Die Abstimmung in der 1. Zone am 10. Februar 1920

Mag sein, daß es ein kleiner Vorteil für die deutsche Seite war, daß die in

Nordschleswig geborenen und später Fortgezogenen Stimmrecht erhielten, so trugen doch alle anderen Bestimmungen den Stempel der Sieger und schufen in den deutschen Reihen ein Gefühl der Ohnmacht gegenüber einer Sturzwelle, die sie zu überrollen drohte.

Wer die Abstimmung miterlebte, erinnert sich, daß die neuen rotweißen Fahnen schweren Stürmen und Regenschauern ausgesetzt waren. — Troels Fink bemerkt, daß auf deutscher Seite fast ausschließlich mit Schwarz-Weiß-Rot und Blau-Weiß-Rot geflaggt wurde. Die Erklärung ist sehr einfach. Die schwarz-rot-goldene Fahne war erst ein Jahr alt. Die alten Fahnen bedeuteten keinen Affront gegen die junge Republik. Sie waren nichts anderes als ein deutsches Bekenntnis. An innere Gegensätze dachte man nicht.

„So wie die Abstimmung angelegt war, war das Resultat von vornherein gegeben“, schreibt Troels Fink über die 1. Zone. Die deutschen Mehrheiten in Apenrade und Sonderburg waren wohl beeinflusst durch die vom Süden kommenden Zugereisten, die deutsch stimmten, während Tondern eine ganz klare deutsche Mehrheit aufwies, die bis zuletzt die Flamme der Hoffnung nährte auf ein Herausklammern aus der ersten Zone, die en bloc stimmen sollte. — Diese Stimmung beseelte die Menschen auf den Abendveranstaltungen in Tondern am Abend des 10. Februars, im Gegensatz zu dem verständlichen Freudenrausch, der die dänischen Zusammenkünfte prägte.

Die Agitation in der 2. Zone

Die Wahlversammlungen in der 2. Zone kamen manchmal einem Tumult nahe. Fast alle Reden wurden auf deutsch gehalten. Am Schluß erklang oft das Schleswig-Holstein-Lied. Die schleswigsche Eigenart stand plötzlich hoch im Kurs. Aber in Nordschleswig hieß es bald nach der Abstimmung: Angleichung an das „alte Land“. Auslöschung der alten Grenze. Troels Fink hat recht in der Bemerkung, daß die dänischen Plakate zunächst wirkungsvoller waren als die deutschen. Erst als der Zeichner Paul Haase vom „Kladderadatsch“ (nicht Kladeradatsch!) nach Flensburg kam, wurde es besser. Die französischen und englischen Truppen wurden aus Nordschleswig nach Niebüll und Flensburg verlegt. Eine neutrale Besatzung hätte mehr dem Geist des Selbstbestimmungsrechts und der Chancengleichheit entsprochen.

Die zweite Zone charakterisierte Troels Fink als eine schwer zu definierende Einheit, während die 1. Zone seit langem eine Einheit gebildet habe. Dazu ist zu bemerken, daß die Stadt Tondern mehrmals eine Sonderstellung eingenommen hat. 1867 verlief die Grenze von deutschen und dänischen Mehrheiten nördlich von Tondern, aber südlich von Flensburg, und nach den Sprachverordnungen von 1851 gehörte Tondern zu dem Gebiet mit gemischter Kirchensprache.

Die Abstimmung am 14. März 1920

Die ersten Resultate, die abends in Flensburg einliefen, waren drei Resultate aus dem Westen der Insel Föhr: Goting, Hedehusum und Utersum hatten dänische Mehrheiten, aber es blieben die einzigen. In dem hartumkämpften Flensburg erreichten die Dänen nur 25 % der Stimmen. In Nordfriesland erlebten sie den niedrigsten Stand. Der Franzose Claudel hätte gern einige Grenzgemeinden der Karrharde, in denen ca. 25 % dänische Stimmen waren, an Dänemark abgegeben, aber der Engländer und der Schwede hielten sich an das Abstimmungsresultat.

Deutsche fordern die „Tiedje-Linie“

Während man auf dänischer Seite der Tiedje-Linie bisher wenig Beachtung schenkte, widmet Troels Fink ihr mehrere Seiten. Johannes Tiedje hatte seinen Kompromißvorschlag schon 1919 vorbereitet, und nun, nachdem die Resultate aus beiden Zonen Vorlagen, reichte der Staatskommissar Dr. Adolf Köster der Internationalen Kommission den deutschen Vorschlag ein, der eine Grenzlinie vorsah, die nördlich von Tondern, Hoyer und Tingleff verlief und bei Rinkenis die Flensburger Förde erreichte. Dieser Vorschlag, liest man bei Troels Fink, machte auf die Kommission einen gewissen Eindruck, und der Generalsekretär der Internationalen Kommission, der Engländer Bruce, hielt diese Linie (er änderte oft seinen Standpunkt) zeitweise für die beste Lösung, und auch Marling hielt die Clausen-Linie nicht für eine ideale Grenze. Aber der Franzose mit seinen starken dänischen Sympathien erwies sich als stärker.

Die Wirkung in Kopenhagen

Die Abstimmung in der zweiten Zone, die viele dänische Erwartungen über den Haufen warf, entschied das Schicksal der linksliberalen Regierung Zahle. Eine nationale Welle ging durchs Land. Der Ruf: „Holt Flensburg heim!“ drang bis ins Königsschloß in Kopenhagen. Man dachte auch an eine Internationalisierung Flensburgs nach dem Muster Danzigs. Unter den Konservativen waren der aus Hadersleben stammende Holger Andersen und der sozialdemokratische Abweichler Marott besonders eifrig in der Flensburg-Agitation. Brieflich bat der Redakteur von „Flensburg Avis“, Ernst Christiansen, König Christian X., Neuwahlen auszuschreiben, um mit Hilfe einer neuen Regierung Flensburg zu retten, bevor die Internationale Kommission ihre Entscheidung gefällt habe. In diese Richtung gingen auch die Gedanken des Franzosen Paul Claudel, der Extratouren liebte. Er äußerte: „Sorgt für eine neue Regierung in Dänemark, aber handelt schnell!“ Damit war das Signal gegeben für die „Osterkrise“, die Verabschiedung der Regierung Zahle durch den König, der das gesamte politische Leben in Dänemark erschütterte.

Interesse für das Entwässerungsgebiet der Wiedau

Es gab Bestrebungen, die auch das südlich der Stadt Tondern gelegene Gebiet aus wirtschaftlichen und geographischen Rücksichten abtrennen wollten. Schon bei der Abgrenzung der 1. Zone hatte es Überlegungen gegeben, ob man nicht die Grenzorte Aventoft, Süderlügum, Ladelund und Medelby in die 1. Zone einbeziehen solle. Claudel, der diesen Plänen sympathisch gegenüberstand, hatte die Marsch bei Tondern besucht und hatte mit dem Bauern Cornelius Petersen, Westeranflod, gesprochen, der vorschlug, auch Niebüll „mitzunehmen“, Leck aber bei Deutschland zu belassen. Auch dänische Kreise in Tondern um den Grafen Schack hätten gern Tondern das südliche Aufland gelassen. Hier begegnete man sich mit dem Urheber der Tiedelinie, nur mit umgekehrten Vorzeichen. Beide wollten die Clausen-Linie aushöhlen. Daß es nicht dazu kam, war hauptsächlich das Werk von Charles Marling, dem englischen Leiter der Internationalen Kommission.

Drei Ministerien in kurzer Zeit

Die Flensburgfrage hebt die dänische Innenpolitik fast aus den Angeln. Am 30. März 1920 wurde ein vorläufiges Ministerium unter Otto Liebe eingesetzt, das nach fünf Tagen wieder abtrat. In dieser Zeit bearbeitete die nordschleswigschen Angelegenheiten Martin Hammerich, der später für die Vermehrung des dänischen Bodenbesitzes in Nordschleswig eifrig tätig war. Am 1. Ostertag wird ein neues Ministerium unter dem Obervormundschafts-Beamten M. P. Friis eingesetzt. Die politische Atmosphäre ist heiß wie noch nie. Es droht ein Generalstreik der Arbeiter unter Stauning. Sie wollen eine Entscheidung in der Grenzfrage, während konservative Kreise auf eine Verzögerung hinarbeiten, bis eine neue Regierung gewählt ist. Anfang Mai hat Dänemark die neue Regierung, geführt von dem Historiker Niels Neergaard, der der Flensburg-Richtung entgegenkommt und dadurch neue Unruhe schafft.

Kleine Korrektur der Clausen-Linie

Seit Anfang April beschäftigte sich die Kommission mit den Einzelfragen der neuen Grenzziehung. Paul Claudel bereiste die „triste mittelschleswigsche Heidegegend“, andere untersuchten die Lage bei der Kupfermühle, die bei Deutschland blieb, während die Wassermühle bei Krusau als Gefälligkeit gegen den dänisch orientierten Flensburger Mathias Hübsch Dänemark zugesprochen wurde. Die Station Pattburg, die ursprünglich in der 2. Zone lag, wurde trotz deutscher Mehrheit in Pattburg in die 1. Zone verlegt. Das schwierigste Problem war die Wiedauniederung. Hier wurde eine Besichtigung mit einem „vergnügten Mittag“ auf Schackenburg abgeschlossen. Immer gibt es starke Gegensätze innerhalb der Kommission. Ein Teil will die Entscheidung hinauszögern, der

andere Teil drängt zu einer Entscheidung. Zu den Zögerern gehört der Norweger Heftye, der eine fünftägige Reise nach Norwegen unternimmt, um dort seinen Geburtstag zu feiern. Schließlich schlägt die Mehrheit vor, die Clausen-Linie mit kleinen Abweichungen zur neuen Grenze zu erklären, während Claudel und Heftye einen Alternativ-Vorschlag mit einer südlicheren Grenze einreichen. Sie wollten nicht nur Süderlügum, Ladelund und Medelby, sondern auch Klues und Wassersleben an Dänemark abgeben. — Die vier Kommissionsmitglieder verließen nun Flensburg. Zurück blieb nur der Generalsekretär Bruce, der erleben mußte, daß in Nordschleswig aufgrund der Verzögerungen unhaltbare Verhältnisse eintraten. Die deutsche Mark war nur noch 8 Öre wert. Viele Geschäfte wurden schon in Kronen abgewickelt, die für Lohnempfänger und Pensionäre unerreichbar waren.

Wartezeit

Nachdem die Kommission ihren Spruch gefällt hatte, wünschte man in Nordschleswig eine schnelle Entscheidung über das Schicksal des Landes und die damit verbundene Valuta-Ordnung. Es folgte aber eine Wartezeit, die Unruhe und Nervosität auslöste. Viele Verhandlungen wurden in dieser Zeit auf Schloß Schackenborg geführt, wo Amtsassessor Stemann eines Tages im April dem Grafen Schack mitteilte, der Engländer Bruce habe ihm gesagt, daß Dänemark sofort Nordschleswig besetzen und die Kronenwährung einführen könne. Aber was würde aus der Zollgrenze? — Der Staatskommissar Adolf Köster war von dem Reichspräsidenten Ebert überraschend zum Außenminister ernannt worden. Sein Nachfolger wurde der Konsul Mezger, der bisher in Kolding residierte. Endlich kam es zu dem Beschluß, daß dänisches Militär und höhere Beamte am 5. Mai nach Nordschleswig kommen sollten.

Die Zollgrenze und die Währung blieben zunächst unangetastet. Inzwischen war in Kopenhagen die Regierung Neergaard an die Macht gekommen, die, wie bereits bemerkt, mit dem Gedanken der Internationalisierung Flensburgs sympathisierte, der aber ein Fiasko erlitt, obgleich der dänische König sich in einem persönlichen Telegramm an den englischen König wandte mit der Bitte, die Entscheidung hinauszuzögern. Vor dieser „Abenteuer-Politik“ warnte immer wieder H. P. Hanssen, der mit dem Antritt der neuen Regierung sein politisches Fundament verlor. „Für H. P. Hanssen“, schreibt Troels Fink, „ging im Mai 1920 eine Epoche zu Ende. Er war ohne formelle politische Basis, aber er war ein politischer Faktor und blieb es.“

Nordschleswig an der Wende

Neue Männer traten in Nordschleswig in Funktion, aber die deutsche Regierung weigerte sich, die getroffene Entscheidung anzuerkennen. Das brachte Johannes

Tiedje in einem zornigen Zeitungsartikel zum Ausdruck. Gleichzeitig zeichneten sich in Mittelschleswig Anfänge eines Minderheitenrechts ab: In Flensburg wurde eine dänische Kommunalsschule eingerichtet.

Die neue Grenze wurde am 15. Juni 1920 notifiziert. Nordschleswig hieß nun offiziell „De sønderjydske Landsdele“. Die alliierten Mächte hatten das Land an Dänemark übertragen. Noch klangen die inneren Kämpfe nach, als der König am 9. Juli auf dem weißen Roß bei Christiansfeld über die Grenze ritt, als nicht H. P. Hanssen ihn begrüßte, der die Hauptlast getragen hatte, sondern der bisherige Landrat Refshauge, Hadersleben, und nur dem Eintreten seiner Freunde verdankte H. P. Hanssen es, daß auch er am 10. Juli in der Königsschanze auf Düppel das Wort ergreifen durfte, während Graf Schack der Hauptredner war.

*

Dr. Troels Fink bemerkt in dem Schlußkapitel, er stimme darin mit H. P. Hanssen überein, daß die Grenzlinie, für die der alte Führer sich einsetzte, das Maximum sei, das Dänemark bei allem Respekt vor dem Selbstbestimmungsrecht „verkräften“ konnte. Er meint, daß ein weiterer Gewinn die Kräfte Dänemarks überstiegen hätte. Flensburg habe Dänemark nicht „verdauen“ (es heißt hier „magte“) können. Die Grenze von 1920 werde Bestand haben. Viele hätten 1920 erwartet, daß die beiden Minderheiten schnell verschwinden würden, aber diese Erwartung habe sich nicht erfüllt. In der schleswigschen Grenzregion lebten ständig Dänen und Deutsche Seite an Seite.

Das geschlagene, ausgehungerte, mit der Kriegsschuld belastete, von jeder Mitbestimmung ausgeschlossene Deutschtum ging 1920 — und hier kann der Rezensent aus eigener Erfahrung sprechen — in einen ungleichen Kampf. Bis zuletzt hoffte es auf ein Entgegenkommen der Siegermächte, dort, wo die Menschen mit den Augen das deutsche Vaterland sehen konnten. Die einseitige Entscheidung hat das Deutschtum — nicht nur in Nordschleswig — lange Zeit hindurch als eine Trübung des Selbstbestimmungsrechts empfunden. Wiederum wären H. P. Hanssen und seinen Anhängern in dieser Sache die Hände wohl gebunden, denn hätte er Zugeständnisse gemacht, hätte er der Flensburg-Richtung gegenüber einen noch viel schwereren Stand gehabt. — Die deutsche Bevölkerung nahm das Resultat zur Kenntnis. Sie mußte sich in dem neuen Haus einrichten, aber es blieb ein Stachel zurück, der in die von Pastor Schmidt-Wodder formulierte Forderung nach einer „neuen Entscheidung“ einmündete. Will man eine große Linie anlegen, dann haben die einseitig in Versailles verfügten, das Ehrgefühl einer großen Nation kränkenden, Grenzveränderungen neben anderen Ursachen der jungen Weimarer Republik den Weg unendlich schwer gemacht; ihr fehlte von Anfang an die Fortüne, und die Folgen waren grausam, nicht nur für das Deutsche Volk. Ich habe selbst erlebt, was sich in den zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre in Deutschland abspielte.

Es liegt kein Grund vor, die Gegensätze von damals wieder hochzuspielen. Die deutsche Minderheit, geschwächt durch zahlreiche Abwanderungen, durch Verluste in der Zeit der Wirtschaftskrise und des totalen Zusammenbruchs mit der Beschlagnahme wertvollen deutschen Besitzes, hat den Weg der Loyalität beschritten und die schwere Arbeit des Aufbaues entschlossen angepackt. Sie hofft dabei in der „Ära der Verträglichkeit“, von der Troels Fink spricht, daß nicht nur in Paragraphen, sondern in der breitesten Öffentlichkeit sich das Maß an Toleranz und guter Nachbarschaft durchsetzt, ohne die eine Minderheit nicht leben kann.

Professor Troels Fink als bester Sachkenner der Jahre 1918-20 hat eine große Leistung vollbracht, die hohe Anerkennung verdient. Die Lektüre seines Werkes kann auch heimatgeschichtlich interessierten deutschen Lesern angelegentlich empfohlen werden. Die Ansichten deutscher und dänischer Historiker über die Brennpunkte unserer Geschichte haben sich in den letzten Jahren weitgehend genähert. Trotzdem wird der deutsche Leser manchmal konstatieren, daß der Blickpunkt und die Gefühle des verlierenden Teils andere sind als die des vom Glück begünstigten, der nach vielen Kämpfen und Mühen ein lange ersehntes Ziel erreicht hat.

TROELS FINK

Da Sønderjylland blev delt 1918-1920

*III. Afstemmingerne og Genforeningen Januar til Juli 1920
Institut for Grænseregionsforskning, Aabenraa 1979*

SLESVIGLAND — *was ist denn das?*

Da steckt plötzlich in allen Briefkästen im Landesteil Schleswig (vermutlich ca. 200000) eine Zeitschrift, die niemand bestellt hat. Als Postwurfsendung erscheint sie und kostet nichts. Ein umweltfreundliches grünes Foto mit einem Hünengrab unter schützendem Baumdach nimmt den Betrachter für sich ein; doch: „Slesvigland“, das Wort in der Baumkrone, was ist das? Ließ sich das nicht ins Deutsche übersetzen wie alles andere, was in dem Heft steht? Etwa: Schleswiger Land oder Landesteil Schleswig oder wenigstens Südschleswig? Am liebsten hätten die Herausgeber wahrscheinlich Sønderjylland gesagt, denn Troels Fink spricht in seinen geschichtlichen Betrachtungen zum Besuch der dänischen Königin sogar von einem „dänischen Herzogtum Sønderjylland“. Diesen Namen hat das Herzogtum Schleswig doch wohl nie geführt, oder?

Aber Sønderjylland als Titel für diese geschenkte Zeitschrift? Das wäre wohl nicht gegangen, weil sich darin kein Bewohner unserer Landschaft wiedererkannt hätte. Das Wort „Slesvigland“ mußte her, das dänisch klingt und deutsch verstanden wird; denn dänisch ist diese Zeitschrift ganz und gar. Sie betont ihre Unabhängigkeit (im Impressum), sie beschwört ein Schleswigertum, als sei das irgendetwas zwischen deutsch und dänisch, aber jedenfalls etwas ganz Tolles, nämlich ein „Privilegium“, meint aber gleichzeitig, daß eine „Besinnung, die nach dem Wesen des Schleswigers fragt“, fällig sei (S. 2) und erklärt, wer ein Schleswiger ist (S. 3). Alle Artikel vermeiden sorgfältig Aggressionen gegen Deutschland oder die Deutschen. Es wird sogar gemessenes Lob gesendet: Die deutsche Demokratie habe „nach ihren ersten 30 Jahren ihre Probe bestanden“ (S. 2).

Aber was die Zeitschrift bringt, und wie sie es bringt, erweckt den Eindruck, als sei das Land Schleswig nicht nur schon immer dänisch gewesen, sondern auch heute mehr dänisch als deutsch. Über das Danewerk und Karl den Großen und Haithabu (nicht Hedeby) brauchen wir uns nicht zu streiten. Das lohnt nicht. Daß im späteren Mittelalter und jahrhundertlang in der Neuzeit die Macht und der Einfluß der Dynastien die Staatsgrenzen bestimmten, nicht aber die Volkszugehörigkeit der Untertanen, weiß auch jeder, der schon einmal ein Geschichtsbuch gelesen hat. Was bedeutet es also für das Volk, wenn der König von Dänemark auch Herzog von Schleswig war? Doch nicht, daß die Bewohner dieses Landes Dänen gewesen wären! In welcher Sprache ist denn die „Landtcarte“ von 1650 (S. 12/13) abgefaßt? Und die Tafel vom Kompanietor in Flensburg (Hefrückseite) enthalten einen lateinischen und einen niederdeutschen Text, aber keinen dänischen. Was soll's also?! —

SLESVIGLAND will offensichtlich den in ganz Europa wirkenden Trend zu einer Stärkung des Regionalbewußtseins, zur Betonung der Besonderheiten seiner

Landschaft, einer Kultur, einer Minderheit ausnutzen, um über eine Stärkung dessen, was hier Schleswigertum genannt wird, das dänische Element im Landesteil zu stärken.

Ist das ein Beitrag zum Frieden an dieser Grenze? Nein! Wer hier im Lande dänisch sein will, darf sich unbefangen dazu bekennen. Aber laßt *uns* ungeschoren deutsch bleiben! Das ist, wie man weiß, bis auf eine kleine Minderheit der Wunsch fast aller Bürger des Landesteils Schleswig. Druckerzeugnisse wie „Slesvigland“ fachen den Grenzkampf erneut an. Darauf läuft die unverhüllte, nur mit dem falschen Etikett „Schleswiger“ versehene Werbung für das Dänische hinaus.

SLESVIGLAND ist eine Herausforderung! Die Verantwortlichen sollten sie eingehen lassen. Wenn einer zuviel Geld hat, so möge er damit Nutzen stiften, ohne Deutsche und Dänen gegeneinander aufzubringen.

ARTUR THOMSEN

SLESVIGLAND - Schleswigscher Regionalismus unter dänischen Vorzeichen

Von der Grafik und vom Lay out her wirkt die erste Nummer von „Slesvigland“ ansprechend — vielleicht sogar zu ansprechend, denn sie trägt indirekt dazu bei, dem historisch unkundigen Leser — und davon gibt es leider viele, nicht zuletzt „dank“ des seit Jahren notorisch mangelhaften Geschichtsunterrichts in bundesdeutschen Schulen — zu indoktrinieren, Schleswig sei seit eh und je „eigentlich“ dänisch (gewesen) ...

Nationaldänischen Kreisen, die einer Forderung nach der Eider als Verlauf der deutsch-dänischen Grenze auch sechs Jahrzehnte nach der Volksabstimmung von 1920 noch nicht abgeschworen haben, dürfte ein derartiger „Slesvigland“-Inhalt willkommen sein. — Eine neue Variante dänischer Arbeit in Deutschland?

— uk — in „Der Nordschleswiger“, 8. März 1980

Tidsskriftet er med den målsætning, det har, en god hjælp for alle i grænselandet. Den giver mulighed for at lære Grænselandets historie, samtidig med at den giver orientering om landsdelens forskellige egne historie. Der er rig lejlighed til at få kendskab til grænselandets forskellige kulturer, dermed kan det hjælpe med til, at grænselandsmennesket finder sit eget kulturelle og nationale ståsted og sin „slesvigske identitet“ ...

Tidsskriftet var blevet ventet med spænding både fra dansk og tysk side. Det bliver spændende at se, hvilke kommentarer tidsskriftet får med på vejen. Det er alt i alt et meget pænt og lovende tidsskrift, som afgjort kan være til gavn for vor landsdel, hvis udgiverens og redaktionens målsætning holdes.

Flensborg Avis hilser det nye Tidsskrift velkommen med glæde. Der er grund, til at tage hatten af for den mand, der har set dette initiativ i gang, grosserer Traugott Möller.

K.O.M. in „Flensborg Avis“, 8. März 1980

Literatur aus Schleswig-Holstein

Vier Autoren setzten einen Akzent:

Friedrich Paulsen / Emil Nolde / Friedrich Ernst Peters / Theodor Steltzer

Im Rahmen der Vortragstätigkeit des Grenzfriedensbundes und auf der Januartagung des Bundes Deutscher Nordschleswiger 1979 hielt Dr. H. P. Johannsen einen Vortrag über die Lebenserinnerungen von Friedrich Paulsen, Emil Nolde, Friedrich Ernst Peters und Theodor Steltzer. Die Grenzfriedenshefte bringen im folgenden die Ausführungen Dr. Johannsens, die dieser uns etwas gekürzt und überarbeitet zum Abdruck zur Verfügung gestellt hat.

Die Literatur einer Nation ist ein Teil der Geschichte dieser Nation. Zwischen ihr und ihren Lesern besteht ein so enges wechselseitiges Verhältnis, daß man für Ereignisse, die die ganze Nation betreffen, literarische Anstöße findet und umgekehrt das Erscheinen eines literarischen Werkes mit den besonderen Umständen einer Nation erklären kann. Zwei Beispiele: für den nationalen und demokratischen Freiheitswillen des deutschen Volkes im Bemühen, *auch* seinen Nationalstaat gewinnen zu können, hatte Schillers Wilhelm Tell zweifelsohne eine starke emotionale Bedeutung. Die deutsche Katastrophe 1945 zeitigte vieles, unter anderem auch den „Fragebogen“, den Bestseller Salomons, dessen Wirkung bis heute reicht. Unter Literatur in diesem Sinne verstehen wir nicht die Sachliteratur, die man auch zum Handwerkszeug des Lebens rechnen kann, vielmehr jene Literatur, bei deren Entstehung sehr persönliche Erlebnisse und Gedanken des Autors unter Berücksichtigung ästhetischer Formgesetze zur Gestaltung drängen. Diese im weitesten Sinne Schöne Literatur begegnet uns in vielen Formen der gebundenen und ungebundenen Sprache — vom Lied über das Drama und den Roman bis zum Tagebuch, von den Lebenserinnerungen bis zum literarischen Selbstbildnis, der Autobiographie. Sprach und spricht man, so verstanden, von der *schleswig-holsteinischen Literatur*, kann man von dieser jedoch immer nur als einem Teil, als einem Beitrag zur *deutschen* Nationalliteratur reden. Sprechen wir also besser von Literatur aus Schleswig-Holstein.

Welche Assoziationen stellen sich ein, welche Autorennamen sind sofort zur Stelle, wenn man an *die* Literatur aus Schleswig-Holstein denkt? Nach unseren herkömmlichen Bildungsvorstellungen tauchen etwa folgende Namen auf:

17. Jahrhundert: Ein Beispiel aus der im modernen Sinne noch „vorliterarischen“ Zeit sind die tagebuchartigen Aufzeichnungen (1617-1644) des Generalsuperintendenten Jacob Frabricius am Gottorfer Hofe.

18. Jahrhundert: Hier beherrscht Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, jener liebenswerte rührende Poet der Aufklärung und Empfindsamkeit das Bild. Er

wurde mit seinem Abendlied ein großer deutscher Dichter, dessen schleswigsche Prägung des Gemüts unverkennbar ist.

19. *Jahrhundert*: Hier leuchtet nach wie vor das Dreigestirn Hebbel-Storm-Liliencron, welche zusammengenommen dem deutschen Drama, der deutschen Lyrik und Prosa ein Werk schenkten, das aus der Nationalliteratur als solcher nicht weggedacht werden kann.

20. *Jahrhundert*: Wiederum wurde die Lyrik aus Schleswig-Holstein der Hauptbeitrag zum Ganzen, und hier stellen sich sogleich die Namen Wilhelm Lehmann und Friedrich Ernst Peters ein.

Alle diese Dichter reichen mit ihrem Werk in die Gipfel. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß sie auf einem breiten und soliden Fundament schleswig-holsteinischer literarischer Betätigung stehen. Darüber kann man in dem heute noch sehr lesenswerten Buch von Wilhelm Lobsien „Die erzählende Kunst in Schleswig-Holstein von Theodor Storm bis zur Gegenwart“ nachlesen, und in unseren Tagen gab Christian Jenssen mehrfach in gewichtigen Essays Berichte über die schleswig-holsteinische schriftstellerische Produktion, wobei er im besonderen die Bedeutung des Schriftstellers und Dichters für die großen Vokabeln von der Freiheit und der Würde der Person herausstellte.

*

Dies gibt uns das Stichwort. Wir haben zu sprechen von vier schleswig-holsteinischen Autoren, die in *unserem* Jahrhundert lebten und ihre sehr persönliche Begegnung mit dem Leben, der Zeit und der Ewigkeit schilderten. Es sind der zeitlichen Reihenfolge ihrer Autobiographien nach:

F. Paulsen „Aus meinem Leben“ 1909; *E. Nolde* „Das eigene Leben“ 1931, „Jahre der Kämpfe“ 1934, „Welt und Heimat“ 1936 (1965), „Reisen, Ächtung - Befreiung“ 1936-48 (1967); *F. E. Peters* „Preis der guten Mächte“ 1940 und *Th. Steltzer* „Sechzig Jahre Zeitgenosse“ 1966.

Die Lebensbilder dieser vier Autoren können mit Fug und Recht als ein wesentlicher Beitrag Schleswig-Holsteins zur Literatur unseres Jahrhunderts angesehen werden, soweit sie auch, was ihren Stoff angeht, voneinander entfernt sind. Sie können als ein unübersehbarer Akzent, der in unserer Landschaft geformt wurde, betrachtet werden.

Das Kennzeichen einer Autobiographie ist dies, daß der Verfasser bestrebt ist, sein eigenes Leben im Zusammenhang mit seiner Zeit darzustellen. Er erzählt vor allem von jenen Vorgängen, denen er persönliche bestimmende Bedeutung beimißt und die er zu deuten versucht. Zugleich bemüht er sich, die äußeren Realitäten seines Lebens durch eine besonders sorgfältige sprachliche Behandlung in die eigentliche innere Wirklichkeit seiner Person hineinzuziehen, um auf diese Weise zur unverwechselbaren Deutung zu kommen. Anders als mancher Memoirenschreiber wird er nicht davor zurückschrecken, sein Tun und

Lassen auch negativ zu sehen. Entscheidend ist, daß der Autobiograph den besonderen Mut sowohl zur äußeren als auch zur inneren Wahrheit besitzt. Ohne diesen Mut zu praktizieren, wird es ihm nicht gelingen, seinem Buch ausstrahlenden Charakter zu geben.

Im Sinne dieser Kriterien darf man den Lebensberichten von Friedrich Paulsen, dem Gelehrten, Emil Nolde, dem Maler, Friedrich Ernst Peters, dem Dichter, und Theodor Steltzer, dem Politiker, bildende Kraft zusprechen. Im Sinne eines Romans von Siegfried Lenz wurde jeder Bericht ein Buch mit dem Range eines Vorbildes.

Emil Noldes Selbstdarstellung

Die Selbstdarstellung Noldes als Mensch und Künstler ist von bewegender Kraft. Sie fesselt durch den äußerst eigenwilligen, zum Teil mit Danismen durchsetzten Stil, und berührt durch die scheue Verhaltenheit und rücksichtslose Ehrlichkeit zugleich. Nolde lotete die religiösen und künstlerischen Tiefen seines Lebens aus, und auch, wenn er von anderen Menschen und Ereignissen sprach, die ihn hemmten oder förderten, erzählte er ausschließlich von sich selbst. Am Ende der Alsenener Zeit, um 1915, spricht er davon, daß er sich von den Freuden Gleichaltriger eigentlich distanziert habe, und sagt wörtlich:

„Die Lebensaufgabe, die vor mir lag, war so weit und schwer, daß sie jeder Faser an Kraft und Geist bedurfte, wenn überhaupt ich hoffen konnte, Künstler zu werden in dem Höchstmaß, wie in schönsten Stunden es mir seelisch zugeflüstert war.“

In jenen Jahren festigte sich die Erkenntnis in ihm, daß seine Bilder keine gefällige Unterhaltung sein sollten, sondern den Beschauer heben und bewegen möchten, daß sie ihm „einen Vollklang von Leben und menschlichem Sein geben“. Der für das Fundament seines Schaffens wichtige 2. Band wird zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Malerei um 1900, als Nolde, der Einzelgänger, es wagte, gegen den Präsidenten der Berliner Sezession, den allmächtigen Professor Liebermann, aufzustehen und ihm öffentlich zu erklären, daß die von ihm geprägte Kunst nicht zur Tiefe gelange. Die sogenannten Offiziellen und die Nachplapperer haben ihm dies nie verziehen, ihr Widerstand kam einer Verfemung und Ächtung gleich, und Nolde mußte bis zum 50. Lebensjahr sowohl um seine künstlerische wie wirtschaftliche Existenz bis zum Zweifel und Hunger kämpfen. Diese Kapitel enthalten eine starke innere Spannung und erfreuen, wenn auch sehr selten, durch den trockenen schleswigschen Humor. Wenn Nolde z.B. einmal so schreibt: „Darbende Maler malen Stilleben mit Ananas und Melonen, die Begüterten schiefe Töpfe und Kohlköpfe.“ Dies kommt auch ein wenig aus Buhrkall. Mit einer gewissen Bitterkeit, aber auch mit Stolz berichtet er davon, daß er nie ein Stipendium und nie einen öffentlichen Auftrag erhalten habe. Er steht wie ein Fels im Meer und sagt einmal, daß vertieftes schweres Leben aller großen Künstler

Schicksal sei. Und an anderer Stelle spricht er von der Kunst, „wo ich glücklich schaffend lebte, verkannt, geschmäht, geehrt. Schwebend zwischen Haß und Liebe.“

Nolde lebte im deutschen Kaiserreich, das Bismarck schuf. Er bejahte es, aber er hielt es für reformbedürftig. Von Weitsicht zeugen Bemerkungen wie diese: „Nationalstolz zeugt von Charakter, Nationalhaß von Beschränktheit“, oder „Das ganze alte Europa lasse es werden eine Republik, und die einzelnen Staaten darinnen Kantone.“ 1895 findet er Worte der Bewunderung für Bismarck, der so groß war, „daß alle Hunde ihn anbellten“. Und heute noch knarre es im deutschen Haus, wenn er sich recke. Eine andere zeitlose Bemerkung: „Dort sitzen zweihundert Leute und streiten sich, wochenlang, und jeder glaubt, daß nur er recht habe. — Das sind Abgeordnete!“ Und wie immer man zum folgenden Satz stehen mag — er enthält sehr viel gesunden Menschenverstand — man wird sich auch heute noch mit ihm auseinandersetzen müssen: „Der freie, gesunde Menschenverstand sagt, daß sich manches ändern wird und ändern muß. Zwar nicht auf dem Wege beschränkter, einseitiger Sozialpolitik; aber das *Recht* werden sie bekommen, das heißt nicht dieses, welches sie als Recht bezeichnen, sondern das Recht, soweit es die Natur bedingt. Dagegen die Gleichheit nicht; der, den die Natur bevorzugt, wird im Leben bevorzugt bleiben. —“ Nolde spürte, daß im Inneren trotz Glanz und Gloria nicht alles zum besten stand, mehr noch, daß dunkle Gefahren von außen aufzogen. Mitten im Frieden, vor 1914, malte er — warum? — ein Bild, das die Grausamkeit des Krieges verdeutlicht. Ist es ein Widerspruch, wenn er nicht politisch darüber trauert, daß Deutschland zwei Kriege verlor, zugleich aber tiefes Mitgefühl für die einzelnen Soldaten hegte, für jene Soldaten, die, wie ihre ergreifenden Briefe an ihn bezeugen, in ihm im zweiten Weltkrieg ein Symbol für das wahre Deutschland erblickten? Nein, denn er stellt die Frage so, daß er sie selbst positiv beantwortet: „Aber wäre der Krieg gewonnen worden, die Geistigkeit — die schönste deutsche Gabe — sie wäre verflogen. Du böses, edles deutsches Volk, wirst Du nun schlafen müssen. Deinen ewigen Schlaf? ... Unser kleines, herrlich schönes Europa, unter schräger Sonne und gemäßigter Wärme glühend — herrlich glühend. Sollst Du wirklich untergehen? Bald oder später?“ Dies will Nolde nicht glauben; er spürt, daß wir uns in einem radikalen Einschnitt in unserer Geschichte befinden, und sieht, wie der Philosoph Jaspers, unerhörten Zerfall, aber auch dunkel geahnte Chancen, und auch als Einsamer fühlt er sich in seiner Einsamkeit in der nationalen Gemeinschaft getragen.

Solche Gedanken erwachsen nicht aus einem Lebensgefühl, das zuerst auf die uns umgebende materielle Welt ausgerichtet ist; sie erwachsen aus einem Fundament des Seins, die der Träger dieses Seins in seinem religiösen Glauben fand. Nolde weiß, daß die Welt etwas Verschwindendes ist, und daß die

Wirklichkeit in diesem Verschwindenden Gott und die Existenz ist. Seine religiösen Bilder sind die Ergebnisse eines Ringens, in dem aus Zweifel Glaube wurde. Einerseits lesen wir, daß den Künstler schwere innere religiöse Grübeleien bewegten, „die so verzweifelt sein können, fast zum Irrsinn führend.“ Andererseits lesen wir gleich darauf: „Falls ich am Bibelbuchstaben und am erstarrten Dogma gebunden gewesen wäre, ich habe den Glauben, daß dann ich diese tief sinnig empfundenen Bilder, Abendmahl und Pfingsten, so stark nicht hätte malen können.“ Er fügt hinzu, daß er Gott nicht als einen assyrischen Herrscher erlebe, sondern „heiß und heilig wie die Liebe Christi“.

Und schließlich eine Frage nach unserem Landsmann, dem deutschen Nordschleswiger Emil Nolde. Er spricht einmal davon, daß man seiner Kunst nachsage, daß ihr eine vermittelnde Rolle im nördlichen Europa zufallen werde.

„Möge es Wahrheit oder Traum nur sein. An sich dürften die Landesgrenzen zwischen den germanischen Völkern nur wenig bedeuten oder auch verschwinden ... Manches kann sich ändern, und niemand weiß, woher und wohin sich die überschüssigen Kräfte der Menschheit wenden. Die Welt will nicht stille- stehen, das kann sie nicht.“

*Friedrich Ernst Peters preist die guten Mächte in seinem Lehen:
Dichtung, Musik, Sprache, Geist, Gott.*

Im Ersten Weltkrieg geriet Peters 1915 in französische Gefangenschaft, aus der er bei Kriegsende entlassen wurde. Der Aufenthalt in diesem Lande erhielt insofern politische Bedeutung, als er 1938 aus diesem Erlebnis heraus den Roman „Der heilsame Umweg“ schrieb. Der Roman ist das erste dichterisch-ahnende Zeugnis dessen, was heute im Verhältnis der beiden Nachbarvölker politische Realität zu werden beginnt, nämlich die beginnende echte Versöhnung zweier so tragisch zerstrittener Völker. Bedeutsamer wurde für Peters persönlich die Begegnung mit dem rationalen Geiste der französischen Kultur- und Weltauffassung. Er lebt in der Spannung zwischen dem romanischen Denken und der deutschen spekulativen Weltbetrachtung.

Anders als Nolde wurde Peters in seinem Elternhaus, wenn auch unbewußt, sehr früh mit der Bedeutung der sprachlichen Form vertraut. In seinem Elternhause war ein unbedachtes sprachliches Widerkäuen der Tagesereignisse verpönt. Es mußte, wenn man sich nicht lächerlich machen wollte, „gebracht“ werden. Jeder mußte an seinen Pointen feilen, und Peters schreibt in seinen Erinnerungen: „Wenn ich in plattdeutscher Sprache erzähle, so ist die Mutter noch heute als Hörerin und Beurteilerin immer gegenwärtig, und wenn sie mir sagte: ‚Junge, wat droehnst du!‘ so wäre das vernichtend.“

Diesem schlichten Böttcherhaus hat der Sohn in seinen Erinnerungen ein Denkmal gesetzt, welches deutlich macht, daß es nicht nur für ihn der Lebensquell

wurde, sondern ein Mittelpunkt im Dorfe war, dem auch die Bauern mit sechs Pferden Respekt bezeugten. Neben seinen Gedichten, auf denen Peters' eigentliche Bedeutung beruht, ist jedoch auch seine Autobiographie ein Buch von dichterischem Rang. In ihm erzählt er seine Kindheit und Jugend, nicht allein, um diese Zeit seines Lebens in eine größere nationale Lebensgemeinschaft hineinzustellen — das verwehrt ihm seine Bescheidenheit —, sondern vor allem, um die großen Augenblicke der persönlichen Entwicklung, die oft nur Sekunden zu dauern brauchen, mitzuteilen und sie zu deuten.

Die Landschaft der Heimat Schleswig-Holstein — Duft und Gedanke — verleihen diesem Buch seinen hohen Rang. Sein Autor (1890-1962) wurde ein Klassiker der norddeutschen Kulturprovinz, vergleichbar Hans Carossa im Süden.

Was Peters mit seiner Autobiographie gab, ist dies: Er schreibt, den Leser erfreuend und inspirierend, über das Geistwerden eines Kindes und jungen Menschen, er schreibt aber auch über seine Zeit. Selten begegnet man einer solch farbigen Galerie von Persönlichkeiten des bäuerlichen Alltags in diesem Buch. Da sind Großbauern, Kätner, mickerige kleine Leute, kluge und gute Menschen, Spinner und Spaßmacher. Es ist die bäuerliche Welt um 1900, in der der Amtsvorsteher das Gute und der sozialdemokratische Postbote das Problematische verkörpern. Es wird deutlich, daß die Welt nur scheinbar heil ist, wohl nie wirklich heil war und wirklich heil wohl auch nie werden kann.

Es wird jedoch beglückend deutlich, daß es Peters gelang, in diese Verse den Duft der holsteinischen Wiesen, das Toben der Wellen, die Stille der Geest zu übertragen, daß die uns bewegen werden, solange der Mensch dem Wunder der Sprache aufgeschlossen bleibt.

Theodor Steltzer definiert den Begriff „Zeitgenosse“

Th. Steltzer wurde 1885 in Trittau als Sohn eines Amtsrichters geboren. Seit Generationen waren die Söhne dieser schleswig-holsteinischen Familie Juristen geworden. Der junge Steltzer hatte die Empfindung, daß er in eine saturierte Situation hineingeboren sei; die männlichen Mitglieder der Familie beschränkten sich auf die Mitwirkung an einer Apparatur — sprich Staat und Verwaltung, und zeigten im besten Falle rein ästhetische Interessen. Er beschreibt den Zustand seiner Jünglingsjahre dahin, daß man zwar von Monarchien und Republiken, von Landräten und Bürgermeistern, aber nichts von ihren *Funktionen* gewußt habe. Steltzer beschloß, Seeoffizier zu werden. Er wurde noch vor 1914 Leutnant, und als er das geworden war, begann er in München Nationalökonomie zu studieren. Über diese Stadt und die sie prägende Geistigkeit gibt er eine sehr farbige Schilderung in seinen 1966 erschienenen Erinnerungen, denen er den Titel „Sechzig Jahre Zeitgenosse“ gab. Die großbürgerliche Gesellschaft beim Ende des Kaiserreichs erfährt eine treffliche Schilderung, nicht gehässig, aber kritisch

getönt. In der Nationalökonomie, so meinte Steltzer, läge der Schlüssel zur Lösung der unbefriedigenden wirtschaftlichen wie sozialen Situation der Zeit. Um diese geht es ihm von früh an.

Nach 1918 wurde Steltzer Landrat des Kreises Rendsburg. Die Nationalsozialisten entließen ihn 1933 sofort. Er beteiligte sich aktiv am deutschen Widerstand gegen das Regime und wurde wie ein Wunder in den letzten Kriegstagen 1945 vor der Hinrichtung bewahrt.

Nach 1945 wurde Steltzer dann eine kurze Zeit wieder Landrat in Rendsburg und danach der erste Ministerpräsident des Landes Schleswig-Holstein. Menschlich bescheiden und daher um so nachdrücklicher wirkend, spricht er in seinen Erinnerungen davon, daß ihn die Scheinordnung des Lebens vor dem Ersten Weltkrieg bedrückt habe. Und wenn man die gesamte Arbeitsleistung seines Lebens berücksichtigt, dann gesteht man ihm gerne den letzten Satz seines Buches zu: „Auch *mein* Leben ist vielleicht ein Beispiel dafür, wie man sich auch ohne amtlichen Auftrag Aufgaben stellen kann, durch die man dem *Ganzen* dient.“ Interessant ist Landrat Steltzers Stellung zur Volkshochschule während seiner Rendsburger Zeit. Er gehört zu ihren Gründern und berief unseren Landsmann Axel Henningsen als Leiter. Die pädagogischen Ziele waren Erziehung zu ethischer Grundhaltung, zur Zusammenarbeit mit anderen sozialen Gruppen innerhalb des Volkes und mit anderen Völkern, sowie zur verantwortlichen Mitarbeit im öffentlichen Leben.

Steltzers bedeutendster norwegischer Gesprächspartner wurde in den Kriegsjahren der Bischof Berggrav. Er gelangte zu der Erkenntnis, daß das menschliche Bewußtsein sich im Gleichgewicht mit ethischen Normen, die übergeordnet und verbindlich sind, befinden muß. Dieses Gleichgewicht erscheint ihm nicht nur in der Diktatur, sondern überhaupt beim Zivilisationsmenschen gestört, und er betrachtet seine Wiederherstellung als das zentrale Problem unserer Zeit. Ein Mann wie Steltzer mußte nach 1945 fast naturgemäß sowohl für die Besatzungsmacht wie auch für seine eigenen Parteifreunde unbequem sein. Aber das, was diese unbequem nannten, war sicherlich das, was die Geschichte ihm einmal als staatsmännische Fähigkeit attestieren wird. Es kommt zu dem Gegensatz zwischen ihm und Schröter, dem schleswig-holsteinischen CDU-Chef von damals. Laut Steltzer strebte Schröter einer vom alten Liberalismus getragenen Rechtspartei zu, die den Gegensatz zur SPD unterstrich. Steltzer schreibt: „Ich dagegen war der Ansicht, daß die Zeit der weltanschaulich orientierten Programme vorbei sei!“ Die Bevölkerung sei an gemeinsamem Handeln interessiert. Und er vertrat eine Sammlung nach der Mitte, d.h. eine pragmatische Politik. In der Grenzlandsituation von 1945/46 vertrat Steltzer eine ruhige nationale Linie, weil er davon überzeugt war, daß die nationalen Verhältnisse im Landesteil Schleswig sich im deutschen Sinne beruhigen würden.

Was Steltzer gewollt und schließlich auch erreicht hat, steht an einer Stelle seines Buches, die wir zu den großen Stellen autobiographischer Literatur zu rechnen haben: „Zeitgenosse sein bedeutet daher, die Existenz- und Denkmöglichkeiten zu ermessen, die in der Menschengemeinschaft einer bestimmten Zeit liegen, um danach zu handeln.“ Genau dies ist das, was Steltzer tat und was, an vielen Einzelheiten belegbar, seine unvergängliche Leistung in der jüngeren deutschen wie schleswig-holsteinischen Geschichte sein und bleiben wird.

Steltzer besaß die so seltene Zivilcourage. Sein Handeln hat, wie auf einem ganz anderen Sektor des Lebens es auch für Nolde und Peters gilt, einen für Zeitgenossen vorbildlichen Charakter. Er tritt uns als aufrechter Deutscher der 1. Hälfte des Jahrhunderts entgegen. Steltzer war der Auffassung, daß Geschichte, Recht und Sprache des deutschen Volkes von den Nationalsozialisten vergiftet waren. Aber er sagt, er habe nie aufgehört, in einer Atmosphäre des Mißtrauens und furchtbarer Geschehnisse an die menschliche Substanz bei der Mehrheit der deutschen Menschen zu glauben. Und auch in den Gesprächen mit seinen norwegischen Freunden hat er sich als Deutscher in seiner Würde unter schwierigsten Verhältnissen nichts vergeben. In einer dramatischen Unterredung mit dem Bischof Berggrav konnte er diesem einen wichtigen menschlichen und politischen Rat geben, und dazu schreibt er: „Es zeigte sich, daß es sogar im Kriege möglich war, in christlicher Verantwortung mit Feinden Gespräche zu führen, ohne daß man sich in nationaler Hinsicht etwas vergab.“ Auch dies ist Steltzer. „Der Spiegel“, dem man sicherlich nicht nachsagen kann, daß er von Gefühlen, gleich welcher Art, sich leiten ließe, schrieb einen Nachruf für Steltzer, in welchem gesagt wird, er sei ein Gentleman mit Rückgrat, aber ohne Ellbogen gewesen.

Friedrich Paulsen — der Philosoph

Paulsen schildert in seinem Lebensbericht seine Eltern, die Verwandten, sein Elternhaus und Langenhorn um 1850-60. Die Schilderung geht sehr ins Detail, ist aber in einem glänzenden Stil geschrieben, und mir ist kaum ein Erinnerungsbuch bekannt, das soviel kulturgeschichtliche Information und soviel persönliche Atmosphäre ausstrahlt wie dieses. Die Schilderung der Schulzeit ist ein Kabinettstück deutscher Erzählkunst. Nach der Reifeprüfung 1866 in Altona studierte Paulsen Philosophie. Er hat später eine Einleitung in die Philosophie geschrieben, von der mehr als 40 Auflagen erschienen, die Generationen von Studenten benutzt haben. Er hatte — und das ist typisch für Paulsen — die Universitätslaufbahn auf dem Gebiete der *reinen* Philosophie gewählt, weil ihm seine Bestimmung in seinem Leben *die* zu sein schien, über das akademische Lehramt *der Wahrheit in Freiheit* zu dienen. Reizend und humorvoll schildert er seine Professoren einerseits mit Respekt, andererseits aber auch als das, was sie

zu sein glaubten: als Halbgötter, die selten unter sich einig waren. Er habilitiert sich als Dozent der Philosophie, aber seine Lebensarbeit und seine geschichtliche Bedeutung liegt auf dem Gebiete der Pädagogik. Hier erwarb er viele Feinde, aber auch Anerkennung bis zum heutigen Tag. Der Titel seines Hauptwerkes lautet „Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart“.

Der Band „Aus meinem Leben“ behandelt die Zeit bis 1877. Als Zeitgenosse muß man ihn als einen konservativ-liberalen Bürger der Kaiserzeit bezeichnen, der Reformen nicht abgeneigt war, aber bei weitem nicht jenen Antrieb zum Handeln wie etwa Steltzer besaß. Am Ende seines Buches — und hier gibt er die Erfahrung des älteren Mannes wieder — nimmt er Abstand von Lassalle und dessen staatssozialistischer Doktrin. An dieser Stelle finden wir einen Kernsatz des Buches: „Der Widerstand der *Wirklichkeit* gegen die Durchführung allgemeiner *Ideen*, besonders auch gegen die Durchführung von Staats- und Gesellschaftsidealen ist dem jugendlichen Blick kaum sichtbar und erscheint dem Kraftgefühl verächtlich. Erst mit zunehmendem Alter wird man durch tausend Erfahrungen belehrt, ein wie hart zu bearbeitendes Material die menschliche Natur ist: sie ist ein so krummes Holz, mein Kant, daß etwas völlig Gerades daraus nicht gemacht werden kann.“

Paulsen — deutsch-friesischer Schleswiger — offenbarte sein Innerstes in der von ihm selbstverfaßten Grabschrift, aus der Realitätssinn wie auch melancholische Lebenserfahrung und Glaube zugleich sprechen.

„Der Wahrheit und der gesunden Vernunft Freund,
Feind der Lüge und dem Schein,
ein Anhänger der guten Sache, auch der nicht siegreichen,
der Ehre der Welt nicht allzu begierig,
nicht im Gefolge des Willens zur Macht,
der Heimat treu,
den Eltern und
den Lehrern seiner Jugend dankbar zugetan,
lebte er in einer Zeit, die von allem das Gegenteil hielt,
und verließ darum nicht unwillig diese Welt
in der Hoffnung einer besseren.“

*

Der Versuch einer Zusammenfassung

Wir Menschen wissen, daß wir als einzelne nur ein Hauch, eine Flocke, ein Stäubchen sind, dennoch erleben wir das Glück und das Leid, Medien für Gefühle und Gedanken persönlichster und universeller Art sein zu müssen. Wir lernen in harter Erfahrung, daß das Glück nur in der Vorfreude auf ein Geschehen oder in der Erinnerung an dieses erlebt werden kann. Ein Jetzt gibt es in dem immer

fließenden, nie stockenden Geschehen nicht. Wir möchten verharren, aber betrachtend das Leben auszuschöpfen ist uns nicht möglich, nur handelnd und damit leidend können wir leben. Wir verbleiben Gefangene hinter den Gitterfenstern unserer Individualität.

Wir beginnen ein Werk, vielleicht ein Lebenswerk, und müssen doch erfahren, daß fertigzuwerden niemand vergönnt wurde. Aus der realen geschichtlichen und politischen Erfahrung nach zwei Weltkriegen und zwei Inflationen finden wir uns in einem Zustand der Angst, des Zweifels und der Beklemmung. Angst um die nackte Existenz, Zweifel, weil nichts mehr gilt, Beklemmung, ob wir es uns leisten können, noch *privat* und auch dem *Schönen* leben zu dürfen.

Auf diesem melancholischen Hintergründe haben uns unsere Autoren Tröstliches zu sagen. So schreibt z. B. Peters, ganz offensichtlich im Gegensatz zu Schopenhauer und Thomas Mann, daß unser Ich nicht Sperrwand ist, sondern ein offenes Tor, und er stellt die Frage: „Wie wolltest du, Mensch, anders hineingelangen in die ummauerte Gemeinschaft des Volkes, als durch dieses Tor? Du bist, dein Ich ist der Schlußstein eines Gewölbes. Was aus dem Zeitlosen kam, kann in der Zeit nicht enden ... Zeit, Geist und Tod, drei Brüder, bauen die Brücke über einen Strom. Wir gehen hinüber — von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Als Deutsche in dieser Region bewegt es uns tief, wenn Peters davon spricht, daß der Inhalt eines einzelnen Tages nicht vergessen, sondern im Raum der Sprache der Vergänglichkeit entzogen wird. Hier leben auch die vergangenen Taten unseres Volkes — seine verklungenen Lieder und seine ausgelebten Gedanken. Jedes Volk, so Peters, hat die Möglichkeit, seinen Sprachraum in die Unendlichkeit Gottes hinauszubauen. Und es klingt wie ein Triumph, wenn er sagt: „In seiner Sprache gewinnt der Mensch Anteil an Eigenschaften, mit denen wir Gottes Wesen umschreiben.“ In seiner Sprache wird der Mensch unvergänglich. Man lese Noldes religiösen Zweifel, als er sein Bild „Der Freigeist“ malte — dies ist ein Bekenntnis höchst subjektiver Natur — und man lese seine eigene Beschreibung des Glücksgefühls, als er 1909 die großen religiösen Bilder im Haus an der Schleuse in Ruttebüll gemalt hatte. Hier kehrte der Maler zu den christlich-*pietistischen* Erlebnissen seiner westschleswigschen Kindheit zurück. Man lese bei Steltzer, daß es vielleicht ein Sinn der Katastrophen des deutschen Volkes und der Leiden, die es anderen zufügte, sei, „daß wir uns dem Unzerstörbaren im Menschen durch die tiefste Dunkelheit nähern mußten.“

Er empfindet auch in seinem eigenen Lebensgang dies als einen Prozeß und ein Gericht mit fast tödlichem Ausgang, den durchzustehen ohne die Hilfe der Gnade nicht möglich sei. Und schließlich erinnere man sich an Paulsens Grabschrift, die alle menschliche Lebenserfahrung in der Botschaft des Christentums zusammenfaßt.

*

Unsere Autoren — in der heimatlichen und in der politischen Welt

Von ihnen war nur Steltzer ein Politiker, der ein Leben lang sich gedanklich und konkret um das eigentliche Problem der Politik, nämlich der gerechten Machtverteilung zwischen den Menschengruppen eines Staates, mühte. Paulsen, Nolde und Peters waren keine Politiker, jedoch waren sie politisch engagierte Menschen und sahen in der rechtsstaatlichen Demokratie ein Ordnungsprinzip, das sie bejahten und daß ihnen auch im Massenzeitalter die Freiheit der Persönlichkeit zu wahren geeignet erschien. Freilich muß man dabei bedenken, daß sie nicht alle vier Zeitgenossen zugleich waren. Im Grunde schimmert durch Paulsens Erinnerungen trotz seiner Bejahung der preußischen Lösung von 1864 noch etwas von dem unpolitischen Lebensgefühl des deutschen Schleswigers aus der Zeit des dänisch-norwegischen-deutschen Gesamtstaates hindurch. Nolde hingegen war ein Deutscher des Kaiserreichs, das er bejahte, dessen Reformbedürftigkeit er aber deutlich sichtbar geahnt hat. Peters und Steltzer waren Zeitgenossen der gleichen Generation, die unter dem litten, was man als Bindungsverlust bezeichnet hat. Sie beklagten den verminderten Familienzusammenhang und vor allem den Zwang zur Eingliederung des Individuums in die unüberschaubare Masse Mensch des Industriezeitalters. Steltzer war vor allem ein Verfechter der Selbstverwaltung auf allen Ebenen der Gemeinden und des Staates. Peters läßt in seinen Romanen „Die dröge Trina“ und der „Baasdörper Krönk“, die man als Vorstufen seiner Autobiographie bezeichnen kann, erkennen, daß es ihm um die Würde des einzelnen Menschen im Staatsverband, dem er verpflichtet ist, geht. Beider Autobiographien tragen deutliche Spuren von der Not und der Schande, die mit der Diktatur über das deutsche Volk kamen. Dies wird dramatisch bei Steltzer deutlich, den sein Geschick buchstäblich vor die Stufe des Schafotts führte, ist jedoch auch unüberhörbar bei Peters, für dessen Werk rein äußerlich in den dunklen Jahren nur eine geringe Entfaltungsmöglichkeit bestand.

In diesen vier Büchern wurde das Schleswig-Holstein der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts lebendig. Es entstand ein Bild, das nicht mehr verlorengehen kann. Damit vermehrten unsere Autoren den Reichtum der deutschen Literatur überhaupt. Uns aber regten sie zugleich an, vertieft über die Möglichkeiten eines Lebens nachzudenken, dessen vorläufiges Ideal Goethe einmal so beschrieb: „Der Vater Sorge für sein Haus, der Handwerker für seine Kunden, der Geistige für gegenseitige Liebe, und die Polizei störe die Freude nicht.“

Zwei Zeitgenossen:

Der Däne Adam Oehlenschläger und der Schwede Esaias Tegner

Am 14. November 1979, dem Datum, da sich der Geburtstag Adam Oehlenschlägers zum 200. Male jährte, erschien in „Flensborg Avis“ ein Artikel „Oehlenschläger fejres festligt“, der durch eine Abbildung illustriert war mit der Unterschrift „Den svenske digter og professor i græsk i Lund Esaias Tegner laurbærkranse de i 1829 i Lund Adam Oehlenschläger som Nordens digterkonge“.

Bei mir klingen damit die Namen von zwei genialen Mittelpunktsgestalten der dänischen und der schwedischen Literaturgeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an. Ihr Wesen und Wirken in seiner vollen Bedeutung würdigen zu wollen, hieße den Rahmen der im folgenden Beitrag zu Gebote stehenden Möglichkeiten sprengen. Darum kann die glückliche Annäherung zwischen der deutschen und der dänischen Literatur, die Klopstock und seine Zeitgenossen einleiteten und die während des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts beiden Seiten so viele Vorteile und solchen Reichtum eintragen sollte, auch nur angedeutet werden. Am Ende dieser Epoche jedenfalls ist die dänische Literatur mit Gestalten wie Jens Peter Jacobsen oder Hermann Bang in Deutschland so gegenwärtig wie diejenige einer anderen großen Kulturnation.

In Georg Brandes hatte Dänemark zugleich den führenden Kritiker und Historiker der europäischen Literatur hervorgebracht, einen Mann, der in Deutschland nicht weniger galt als in seinem Heimatland. In seinen schönen und treffenden Dichterwürdigungen beginnt Brandes jedesmal damit, daß er zunächst die Begrenzung des betreffenden Dichters aufzeigt, dann aber mit ebensoviel Wärme wie Scharfsinn dessen Leistungen und geistige Besonderheit darstellt. Sein Buch „Dänische Dichter“ ist eine der vornehmsten Leistungen auf dem Gebiete der Literaturkritik in Dänemark.

Georg Brandes blieb unter den Deutschen bis in die Jahre des heraufziehenden Nazi-Unheils lebendig. Ein schönes Beispiel dafür bietet ein Brief Thomas Manns vom Ende des Jahres 1934: Bei einer ersten Überschau über die Emigranten-Literatur wünscht er, wie selbstverständlich, einen „neuen Brandes“ herbei, der fähig wäre, sie würdig darzustellen. Und fragt man heute, nach der Zäsur des Dritten Reiches und dem Zweiten Weltkrieg, was geblieben ist von jenem Ineinanderwirken der dänischen und der deutschen Literatur und Literaturkritik, so kann man kaum anders antworten als: leider sehr, sehr wenig. Die Kenntnisse sind lückenhaft, die produktiven Wechselwirkungen haben fast ganz aufgehört. Es

wäre darum wünschenswert, zunächst beschränkt auf eine kleine Zahl hervorragender Autoren, die als charakteristisch für eine Epoche, eine Stilrichtung, eine soziale Gruppe gelten können, einen neuen Anfang zu machen — mit dem Ziel, die dänische und auch die schwedische Literatur mit ihren Hauptvertretern in Deutschland wieder so gegenwärtig werden zu lassen, wie sie es einstmals waren.

*

Zu Lebzeiten Oehlenschlägers und Tegnér's waren Dänemark und Deutschland gute Nachbarn, gab es namentlich im Dänemark Friedrich VI. keine akuten Gegensätze. Es spielte z.B. keine wesentliche Rolle, daß einige deutsche Staaten gegen Napoleon kämpften, während Dänemark auf dessen Seite stand. Die Parole der Struenseezeit: „All unser Unglück kommt aus Deutschland“, geriet mehr und mehr in Vergessenheit, und besonders für Künstler und Dichter bildeten Landesgrenzen kein Hindernis. Dänische Dichter, wie auch Oehlenschläger und Baggesen, sprachen und schrieben dänisch und deutsch, und reisten sie südwärts — und das geschah gar nicht selten —, nahmen sie gern den Weg über Deutschland, wo sie viele Freunde hatten. Oft wählte man auch Deutschland selbst als Reiseziel, an prominenter Stelle bekanntlich H. C. Andersen.

Adam Oehlenschläger machte von 1805 bis 1810 eine Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien, auf welcher er die persönliche Bekanntschaft der größten deutschen Dichter machte und mehrere seiner Tragödien dichtete, auch einige seiner Werke ins Deutsche übersetzte und in deutscher Sprache die Künstlertragödie „Correggio“ schrieb. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er 1810 zum Professor der Ästhetik in Kopenhagen ernannt. Von 1832 bis 1834 gab er den „Prometheus“, eine Zeitschrift für Poesie, Ästhetik und Kritik, heraus, ferner die Tragödien „Tordenskjold“ und „Dronning Margreta“ sowie den Gedichtzyklus „Norgesreisen“. 1842 entstand das Drama „Dina“, eines der frischesten Werke seiner späteren Jahre. 1844 und 1845 besuchte er nochmals Deutschland sowie Paris, Brüssel, Antwerpen und Amsterdam und veröffentlichte nach seiner Rückkehr 1846 die Tragödie „Amleth“. Er starb am 20. Januar 1850, vor nunmehr 130 Jahren, als dänischer Konferenzrat in Kopenhagen.

Oehlenschläger hat in der dramatischen Literatur Dänemarks, vorzüglich im Trauerspiel, eine neue Epoche begründet, während er vermöge seiner gewaltigen Produktivität und genialen Auffassungsgabe auch auf anderen Gebieten der Poesie eine nicht gewöhnliche Herrschaft errungen hat. In denjenigen Dramen, die nordische Sage und Geschichte behandeln, hat er zwar den nationalen Boden für diese Form der Dichtung wiedererobert, aber der weiche, sentimentale Ton stimmt nicht ganz zu der Heldenzeit des Nordens, während die Klarheit und die Tiefe, die Oehlenschläger charakterisieren, ihn für alle Zeit zu einem der bedeutendsten Dichter stempeln. Oehlenschläger übertrug auch Holbergs Lustspiele ins Deutsche, ebenso die Tragödien des Schweden v. Beskow und

bearbeitete deutsche Romane. Mit Fug und Recht kann er ein prominenter Repräsentant jenes kurzen, sturmwindartigen Zeitabschnittes der dänischen Literaturgeschichte genannt werden, die unter dem Begriff der Universalromantik zusammengefaßt wird.

Entscheidend für die künstlerische Bedeutung dieser Durchbruchzeit ist wohl die Tatsache, daß Oehlenschläger, der allbeherrschende Bahnbrecher der dänischen Romantik, nicht so sehr ein philosophischer Kopf, als vielmehr ein genialer Spracherneuerer war. Wo vordem die Dichtersprache eine Vernunft- oder gefühlsbetonte Beschreibung erstrebt hatte, da wollte Oehlenschläger jetzt in Worten sein ganzes zusammengedrücktes Empfinden und Erleben schildern, sowohl das klar Erschaute, für das die Sprache längst ihre Worte hatte, wie auch das dunkel Erahnte, das noch nicht zu bestimmter sprachlicher Form kristallisiert war. Die Klarheit des Gedankens mußte weichen vor dem sinnbildlichen Wert des sprachlichen Ausdrucks. Oehlenschläger erschreckte seine Zeitgenossen durch seine souveräne Sprachbehandlung, seine selbstherrlich neue Verwendung alter Wörter und durch Wortzusammensetzungen, die auf eine der Vernunft unzugängliche Weise unvereinbar scheinende Grundbegriffe miteinander verbanden.

Er malt in glühenden Farben, er bezaubert durch eine bisher unbekannte Stimmungsfülle, durch Verwendung altertümlicher Ausdrücke aus dem Altnordischen und Altdänischen verleiht er seiner Sprache Eindringlichkeit und Würde. Er führt fremde Versmaße ein, schafft selber auch neue, führt obendrein ganz neue Literaturgattungen in Dänemark ein: den Romanzyklus, das Lesedrama, die Kunstmärchen. Sowohl er als auch Grundtvig beziehen ein Stoffgebiet in die Literatur ein, dem im 18. Jahrhundert zwar eine gewisse Bedeutung geschenkt, aber niemals eine solche beigemessen worden ist wie jetzt; denn von nun an wurde die nordische Vorzeit als ein glanzvolles Heldenzeitalter betrachtet, dessen dichterische Denkmäler ein in Ehren zu haltendes Erbe waren.

*

Esaias Tegnér, am 13. November 1782 zu Kirkerud in Värmland geboren, wurde als Knabe in einem Kontor beschäftigt, fand aber Gelegenheit zu weiterer Bildung, die er mit solchem Erfolg benutzte, daß er schon 1799 die Universität Lund beziehen konnte, wo er sich theologischen und philologischen Studien widmete und 1805 zum Adjunkten der Ästhetik, 1812 zum Professor der griechischen Sprache ernannt wurde. Nachdem er 1818 Mitglied der Akademie geworden und die theologische Doktorwürde erhalten hatte, erfolgte 1824 seine Ernennung zum Bischof von Wexiö, wo er gegen Ende seines Lebens, an zeitweiliger Geistesstörung leidend, am 2. November 1846 verstarb.

Seine ersten größeren poetischen Produkte waren das von der Akademie gekrönte Gedicht „Svea“ (1811), das Idyll „Nattwardsbarnen“ (1821). Den meisten

Ruhm brachte ihm seine „Frithjofs-Saga“ (1825), die fast in alle lebenden Sprachen Europas übersetzt worden ist, ins Deutsche neunzehnmal.

Tegnér schlug in seinen Dichtungen frei und unabhängig seinen eigenen Weg ein, ebenso fern sich haltend von der blinden Sucht, die Franzosen nachzuahmen, wie von der neueren Schule, die deutsche Romantik als alleiniges Muster der Nachahmung aufzustellen. Seine bilderreiche, bewegliche, leicht erregbare Phantasie, seine reiche Witzesader, sein lebendiges poetisches Gefühl ließen sich in keine Fesseln schlagen. Diese Eigenschaften, verbunden mit einer schönen, echt dichterischen Sprache und rhythmischer Vollendung, stellen Tegnér's Gedichte unter die bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiet der neueren Poesie.

Sensitivität, üblicherweise zu den Konstitutions-Anomalien gerechnet, ist ihm eine Voraussetzung für geistige und dichterische Hochleistung sowie ordentlich integrierter Bestandteil der Personen-Person, der dazu befähigt, empfindlicher als das empfindlichste technische Meßgerät Licht- und Schattenseiten der menschlichen Mit- und Umwelt zu registrieren und als Warnruf zu fungieren, wenn sich das eigene innere Geschehen verirren sollte. Diese Sensitivität ließ die Problematik anderer und die eigene in voller Schärfe erleben. Alles, selbst die kleinste Kleinigkeit legt sicher gezogene Linien, die dann ausgeformt und vertieft oder abgeschwächt und verwischt werden.

Und wie lange vermochte Esaias Tegner dem Auswuchs eines vermutlich in ihm gelegenen, mit gefährlichen Störkräften besetzten, seine geniale Existenz massiv bedrohenden Keimes zu Zyklomyie zu trotzen und seine gewissermaßen auf die Bewältigung von Angst und Schmerz, gegen absinkende Leistung des Ganzen, Einbußen menschlicher Freiheit, Verlust an lebendiger und schöpferischer Zeit und schließlich drohendem Zerfall der Persönlichkeit gerichtete Notstandsordnung durchzuhalten. — Ihm ersprossen vielmehr namentlich während depressiver Perioden intrapsychische Aktivitäten vorzüglich für das, was sich in der Mit- bzw. Umwelt elend oder schlecht ausnahm, für alle Gebrechen und Leiden oder bei irgendeiner Sache als ungehörig oder verkehrt imponierte Erbärmlichkeiten und moralische Schädigkeit. Schmerzgeprüft und leiderfahren hielt er einer auf Erkenntnis, Wissen und Kritik stolzen Zeit scharfsinnig-redegewandt ohne Illusionen schonungslos den Spiegel der Selbstkritik vor Augen.

Hier ist auch der Ursprung erhabenen-entrüsteter Schilderung nationalen Verfalls in „Svea“, für die Visionen des Untergangs Europas und in den Neujahrgedichten 1813 und 1816 zu suchen, zeichnet sich der realistische Hintergrund für Frithjofs Zornausbruch ab und wird „Mjältsjukan“ (wörtlich Milzkrankheit, aber auch hier hauptsächlich die schwedische Bezeichnung für Schwermütigkeit) zum beredten Dokument persönlicher Auseinandersetzung mit Phasen verdunkelter Gemütsverfassung. Denn darum kann er dies mit so überzeugender Wahrheit und

Lebendigkeit schildern, weil er es selbst erlebt und durch und durch gelebt hat.

*

MILZSUCHT (Schwermut)

*Ich stand auf meines Lebens kühnsten Höhen,
Wo sich die Wasserzüge theilen, wo
Nach allen Seiten ihre Ströme gehen.*

*Dort war es schön, die Welt so reich und froh.
Des Himmels Sterne sah ich droben stehen
Im heitern Blau, nachdem der Tag entfloh.
Ich sah die Erde; sie war grün und herrlich,
Und Gott war gut, die Menschen waren ehrlich.*

*Da stieg ein finstrer Dämon auf, und schnöde
Biß mir am Herzen sich der Schwarze ein.
Und siehe, wüst war Alles nun und öde;
Der Mond erlosch, es schwand der Sterne Schein.
Von meinem Eden wich die Morgenröthe,
Die Blume starb, es welkte jeder Hain,
Des Lebens Mark verdorrte mir im Herzen,
Und Muth und Freude kehrten sich in Schmerzen.*

*Was will von mir die Wirklichkeit, die todte,
Die seelenlose Masse, kalt und rauh?
Wie blich die Hoffnung, ach, die rosenrothe,
wie die Erinnerung, ach, die Himmelsau!
Selbst Phantasmus, sonst mir ein Götterbote,
Als Gaukler stellt er jetzt sich mir zur Schau.
Wem mögen seine Bilder wohl genügen,
Die nur im äußerem Schimmer uns betrügen?*

*Doch, mein Geschlecht, fürwahr, dich muß ich preisen,
Dich, Gottes Abbild, strebend himmelan.
Zwei Lügen hast du dennoch aufzuweisen:
Weib heißt die eine und die andre Mann.
Von Treu und Ehre singen alte Weisen,
Am besten singt sie, wer betrügen kann.
Du Himmelskind, das Wahre, was dir eigen,
Das ist auf deiner Stirn das Kainszeichen.*

*Ein deutlich Merkmal, dir von Gott gegeben!
Wie hatt ich früher auf dies Schild nicht Acht!
Ein Moderduft durchzieht das Erdenleben,
Den Lenz vergiftend und des Sommers Pracht.*

*Nur aus der Gruft kann dieser Hauch sich heben;
Zwar an den Gräbern hält der Marmor Wacht,
Doch ach! Verwesung heißt des Lebens Seele,
Durch keine Macht gebannt in ihrer Höhle.*

*Du Wächter, sprich: Wie hoch ists an der Stunde?
Wird diese Nacht denn nie zu Ende gehn?
Es weicht und kehrt der Mond mit blut'ger Wunde,
Die Sterne ziehn und ziehn in Himmelshöhn;
Und wie mit ew'ger Jugendkraft im Bunde,
Schlägt stark mein Puls und spottet meinem Flehn.
Wie unermesslich jedes Pulsschlags Schmerzen!
Weh meinem blutigen, zerrißnen Herzen!*

*Mein Herz — es ist erstarrt, das reiche, warme;
Nur Urne noch, des Lebens Asche drin.
Du grüne Hertha, öffne deine Arme,
Und nimm in deinen Schoß die Urne hin.
Verwittert sie doch an der Luft! Vom Harme,
Von seiner Qual befreist wohl du den Sinn.
Das Findelkind der Zeit, hier, um zu lernen,
Sieht, ach! vielleicht, den Vater — über Sternen.*

*

Man nimmt an, daß es eine akute Blutung aus einem chronisch vorgeschädigten Hirngefäß war, die Esaias Tegner am 18. Juli 1840 schlagartig in geistige Ohnmächtigkeit versetzte bzw. den massiven Ausbruch einer überwiegend manische Züge tragenden Psychose beförderte. Dr. Sondén, Chefarzt des Damviks-Hospitals, des psychiatrischen Krankenhauses in Stockholm, übernahm zunächst die Behandlung, stellte aber recht bald die Inanspruchnahme stationär-therapeutischer Möglichkeiten außerhalb Schwedens zur Diskussion.

Die Wahl fiel auf die Irrenanstalt bei Schleswig, zur damaligen Zeit (1840) das modernste psychiatrische Krankenhaus Europas.

Wesentlich für diesen Beschluß waren Empfehlungen von seiten keines Geringeren als Adam Oehlenschlägers, von dem man hörte, daß ein besonders tüchtiger Arzt, ein entschiedener Gegner sonst zeitüblicher radikaler, sogen. „psychischer Kurmethoden“, statt dessen ein warmer Anhänger des „No-restraint“-Systems Prof. Peter Willers Jessen, der Anstalt vorstehe. Man konnte Tegnér auch wirklich bei ihm und seinem engsten Mitarbeiter und späteren Nachfolger, Dr. Rüppel, in den besten Händen wissen.

Wenn auf dem Umschlagblatt von Tegers Krankheitsgeschichte auch „geheilt, entlassen, den 30. März 1841“ gestanden haben soll (die Krankheitsgeschichte

wurde anscheinend 1945 nach Schweden abgegeben und ist seitdem bedauerlicherweise unauffindbar verschwunden) und er den Umständen nach psychisch einigermaßen stabil wirkte, war es nur eine Defektheilung und traf ihn 1843 wiederum ein Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholen sollte. In den folgenden Jahren schwächer und schwächer werdend, starb er, 64 Jahre alt, am 2. November 1846 zu Våxjö.

Diese verhältnismäßig kurzgefaßte Abhandlung über die beiden Zeitgenossen Adam Oehlenschläger und Esaias Tegnér wollte und konnte nicht mehr, als an zwei bahnbrechende geniale nordeuropäische Dichterpersönlichkeiten zu erinnern, deren Wirken und Werk auch in unseren Tagen wert sind, über sie nachzudenken.

Zur Geschichte öffentlicher Gesundheitsfürsorge in Schleswig-Holstein

In Dänemark — Schleswig-Holstein eingeschlossen — regierte von 1808 bis 1839 König Friedrich VI. (geboren am 28. Januar 1768). Obwohl dem Absolutismus verhaftet, war er ein keineswegs intolerant-eigenwilliger, sondern äußerst wohlmeinender, friedliebender, im besten Sinne des Wortes landesväterlicher Herrscher, dessen Aufgeschlossenheit für Fragen öffentlicher Gesundheitsfürsorge auch die Bevölkerung der damaligen Herzogtümer Schleswig und Holstein viel zu danken hat.

Der hochverdiente Schleswiger Physikus Dr. med. Carl Ferdinand Suadicani konnte seine einflußreiche Stellung als Leibarzt Friedrich VI. geltend machen und von diesem 1817 die Genehmigung zur Gründung einer „Irrenanstalt bei Schleswig“ erlangen. Es wurde damals ein Werk eingeleitet zur „Rettung unglücklichster Menschen, deren Not zum Himmel schreit“.

Die königlich-dänische Gründung der „Irrenanstalt bei Schleswig“ des Jahres 1820 war eine der modernsten ihrer Zeit. Ihr wäre aber kaum Nutzen beschieden gewesen, wenn sich die folgenden Generationen im Glanz vergangener Tage gesonnt und ihren Blick den fortschreitenden Erkenntnissen auf dem Gebiete der Anstaltspsychiatrie verschlossen hätten.

Die 1970 zur 150-Jahr-Feier der Schleswiger Anstalt fällige Rückschau sollte zeigen, daß man sich dort zu allen Zeiten, selbst in den schwersten, strebend bemüht hat, das Los der vom Schicksal ungewöhnlich tragisch benachteiligten kranken Mitmenschen ständig zu verbessern. Es ist wohl historisch vorbestimmt, daß sich das Schleswiger Haus immer wieder mit Vertretern der als vorbildlich geltenden dänischen Krankenhaus-Psychiatrie zusammenfindet, um nicht nur wissenschaftlichen Gedankenaustausch, sondern gleich ansehnlich auch engen menschlichen Kontakt zu pflegen, letzten Endes zum Wohle der anstaltsgebundenen Patienten.

*

Das Jahr 1805 brachte ein Ereignis für unser Land, das — den anderen europäischen Staaten um viele Jahrzehnte voraus — die Taubstummenbildung in Schleswig-Holstein zu einer öffentlichen Angelegenheit machte. Mit Patent vom 8. November 1805 ordnete König Christian VII. den Schulzwang für die Taubstummen der Herzogtümer an und erließ auch Bestimmungen der weiteren Fürsorge. Es mag von Interesse sein, zu erfahren, daß der Schulzwang für Taubstumme der Einführung der allgemeinen Volksschulpflicht vorgezogen wurde.

Die königliche Resolution, die das erste dänische Schulgesetz darstellte und somit die Grundlage für das dänische Schulwesen bildete, fiel auf den 29. Juli 1814. Nach dem Wortlaut dieser Resolution sollte die Volksschule „ihre Schüler zu guten und rechtschaffenen Menschen in Übereinstimmung mit der evangelisch-christlichen Religion ausbilden und ihnen das Wissen und die Fertigkeiten beibringen, die dazu notwendig sind, um gute Staatsbürger aus ihnen zu machen“. Hier klingt so etwas vom Geist des Philantropen an, dessen psychohygienische Orientierung auch bei der gesetzlichen Regelung des Taubstummenwesens in Schleswig-Holstein und der Schaffung von Möglichkeiten für die Erfassung psychisch Kranker zur stationären Behandlung und Pflege ausschlaggebend gewesen sein dürfte.

*

Der Beginn einer Taubstummenbildung in Schleswig-Holstein ist fest mit dem Namen Georg Wilhelm Pffingsten verbunden, dessen Werdegang ob seiner Originalität bestimmt alles andere als alltäglich war. Pffingsten begann 1787 seinen Unterricht in der Zeichensprache. Sein Ruf als hervorragender Lehrer drang bis an den Königshof in Kopenhagen. Und wie König Friedrich VI. von Suedicani für den Bau der „Irrenanstalt bei Schleswig“ gewonnen werden konnte, folgte Christian VII. den Vorstellungen seiner wohlmeinenden Ratgeber Graf von Reventlov und Graf von Stollberg und stimmte der Errichtung eines eigenen Taubstummeninstituts in Kiel zu. Pffingsten stand am Anfang seiner Laufbahn, die ihm 1812 den Professorentitel neben vielen anderen Ehrungen und Auszeichnungen einbrachte. Er war Danebrogsmann und Ritter des Danebrogs. Aus dem Taubstummeninstitut des Jahres 1799, dem sogenannten Stummenhof zu Schleswig des Jahres 1810, der Provinzial-Taubstummenanstalt des Jahres 1876 am gleichen Ort wurde die Landesgehörlosenschule unserer Tage.

*

Eine der großen Volksseuchen des 18. und 19. Jahrhunderts waren bekanntlich die Pocken. Das mußte die Ärzteschaft zu besonderer Aktivität anspornen. 1810, also während der Regierungszeit des schon mehrfach genannten Königs Friedrich VI., wurde in Dänemark und in den Herzogtümern der indirekte Impfwang eingeführt. Damals konnte offensichtlich nur nach Vorlage des amtsärztlich Unterzeichneten Impfscheins konfirmiert werden! Wie anders wären sonst auf Vaccinationsattesten befindliche Konfirmationsvermerke des zuständigen Seelsorgers aus dieser Zeit zu erklären? Auch Geburt, Taufe, Eheschließung und Tod wurden seinerzeit ja noch nicht in Standesamtsregistern, sondern in das Kirchenbuch eingetragen. Bei der Konfirmation ließ man es nicht mit der ausschließlichen Erfassung im Kirchenbuch bewenden. Man nützte vielmehr die seinerzeit sehr engen Bindungen zum kirchlichen Gemeindeleben aus — namentlich auf dem Lande —, um den notwendigen Pockenschutz zu realisieren.

Der König und seine Ratgeber wußten schon, daß die familiäre Gesellschaftsordnung der Landeskinder vom patriarchalischen Ordnungsprinzip bestimmt wurde. Der Vater sprach das letzte Wort. Und welcher Vater hätte dazumal seinen Kindern die Konfirmation als Voraussetzung für die Teilnahme am heiligen Abendmahl versagen wollen, um die Vaccination zu umgehen?

Übrigens wurden im 18. Jahrhundert noch gesundheitspolizeiliche Vorschriften nicht nur an allen öffentlichen Plätzen ausgehängt, sondern auch von den Kirchenkanzeln verlesen. Da der regelmäßige sonntägliche Gottesdienstbesuch zumindest als übliche Gewohnheit anzunehmen ist, konnte die Obrigkeit damit rechnen, daß alle Ansprechbaren von den Anweisungen der Regierung Kenntnis erhielten.

*

Die Gründung des Taubstummeninstituts zu Kiel (9. März 1799), die Einführung des Schulzwangs für die Taubstummen (8. November 1805), der Bau der „Irrenanstalt zu Schleswig“ (1817, nach den vom Landesherrn Friedrich VI. genehmigten, den Bauplänen des französischen Psychiaters J. E. D. Esquirol angelehnten Entwürfen C. Fr. Hansens begonnen und 1820 vollendet), die Einführung der Pockenschutzimpfung (1810) sind Großtaten, denen jede folgende Generation in unserer engeren Heimat nur Hochachtung zollen kann.

Diese guten Werke sollten nicht nur als Gewesenes in der historischen Erinnerung bleiben, sie sind ob ihrer grundlegenden Bedeutung für den öffentlichen Dienst am behinderten und gefährdeten Mitmenschen vielmehr dazu angetan, uns und die Kommenden zu verpflichten, nie müde zu werden in der persönlichen Verantwortung für den benachteiligten Nächsten.

KÄTE LASSEN - gestern und heute

Um das Gedächtnis ihrer hundertjährigen Namenspatronin zu ehren, veranstaltete die Käte-Lassen-Schule in Flensburg am 7. Februar d. J. eine Schulfeier mit einem umfangreichen und reichhaltigen Lichtbildervortrag im Saal der Nikolai-Schule. Am gleichen Abend wurde die Veranstaltung, bildlich erweitert und wissenschaftlich vertieft, für die Volkshochschule und die Flensburger Donnerstagsgesellschaft im optisch und besonders akustisch günstigeren Ausstellungsraum der Stadtbücherei, der die Fülle der interessierten Besucher kaum zu fassen vermochte, wiederholt und beifällig auf genommen.

Das Echo in der Lokalpresse ging über das Übliche in der Berichterstattung dieser schulischen bzw. öffentlichen Gedenkstunde hinaus:

Das „Flensburger Tageblatt“ zitierte in der Überschrift des Berichtes von Pt. die Stadtpräsidentin Ingrid Gross mit ihrer Feststellung: „Käte Lassen schuf eine Bilderwelt über uns und unsere Heimat“ und ging auf ihre Würdigung der Künstlerin ein, soweit sie ihrer Heimatstadt repräsentative Werke, vom Fresko bis zu den Christus-Fenstern in St. Marien, hinterlassen hat. Bildlich umrahmt ist der Bericht von Fotos des Schulorchesters mit dem Auditorium und der Stadtpräsidentin am Vortragspult unter dem Käte-Lassen-Gemälde „Nordland“ sowie einem Blick auf die (photokopierten) großen Stadtansichten der Malerin im Verkehrsverein.

In der SHZ-Lokalbeilage von „Flensburg Avis“ berichtet And. über den „Festakt in der Nikolaischule“ mit der Überschrift „Ein ganz ungewöhnlicher Mensch, wobei er auf das von dem Schulleiter Wilhelm Seil begrüßte Auditorium (neben Schülern und Schulorchester zahlreiche Persönlichkeiten

des öffentlichen Lebens) und auf den Festvortrag von Adolf Knottnerus-Meyer einging. Dabei vergaß er nicht die kritische Bemerkung des Redners zu erwähnen, daß die Künstlerin „bei der Flensburger Jugend nicht die gebührende Beachtung“ finde.

Für seinen Bericht fiel And. eine originelle Bebilderung ein: an Stelle der „zivilen“ Versammlung zur Feier der Hundertjährigen brachte er einen dreispaltigen Abdruck des köstlichen, von Foto-Lassen veröffentlichten Posters „Der Nordermarkt Flensburg — K. Lassen 1910“ mit dem genrehaft-idyllischen Hochzeitszug (Sehrangen-Marienkirche).

*

Wer eine vor 23 Jahren verstorbene Künstlerin vor seinen Zeitgenossen würdigen will, wird das kaum ohne Rückblicke auf ihre einstige Wirkung tun können. Unter einigen dafür geeigneten Zeitungsausschnitten seien zwei gegensätzlicher Herkunft und Diktion erwähnt. Da ist zuerst eine volkstümliche „Begegnung mit Käte Lassen“ von einem damaligen Buchbinderlehrling als „Erinnerung an alte Zeiten“, die mit den mahnenden Worten schließt: „Wohl wird Käte Lassen nie die weltweite Ehrung erfahren wie unser Nolde, wohl aber hat sie einen würdigen Rahmen verdient. Die Stadt sollte es nicht bei den Kirchenfenstern belassen!“

Weiter Franz Achilles, Kritiker des „Flensburger Tageblatts“, über eine Nachlaß-Ausstellung der Künstlerin im Museum: „... Das Interessanteste findet der Besucher in den zarten, kindlich getönten, doch fest in den Blickpunkt konzentrierten Aquarellentwürfen zu einem Bilderbuch, in den Skizzenbüchern und Mappen, die eine tiefe Einsicht in die bewegte Werkstatt der Malerin bieten, in ihre Art, den Stift

anzusetzen, eine Form zu umreißen, eine Komposition aufteilend zu begrenzen oder über einem Einfall mit wählenden Strichen zu sinnieren ...“

Weit über diesen kleinen Rahmen hinaus gehen Umfang und künstlerisches wie wissenschaftliches Konzept des Buches „Käte Lassen — Das Werk der Malerin“ von Ludwig Rohling, 1956 im Christian-Wolff-Verlag Flensburg erschienen. Am 22. Dezember des gleichen Jahres starb Käte Lassen im 77. Lebensjahr.

In der ersten Wochenausgabe der „flensburger presse“ 1957 würdigte sch. ihr Schaffen und das Buch Dr. Rohlings.

U. a. schrieb er: „Weit entfernt von Intellektualismus, formte und bildete die Künstlerin aus einer für unsere Zeit ungewöhnlichen Naivität; sie war naiv im Sinne des Wortes, wie Schiller es meinte, naiv auch noch im Kompositorischen und ohne berechnende Absichten selbst im Monumentalen ... Schmerzlich vermerkt Dr. Rohling den ‚Rang der weithin Unbekannten‘, die doch von je den Eingeweihten bekannt war‘. ... Wenn er auch betont, daß ein solches Buch (trotz seiner vorzüglichen Bebilderung) nicht erschöpfend deuten, sondern nur eine ‚Annäherung‘ sein könne, so ist damit das Mögliche getan, alles übrige muß dem Leser überlassen bleiben.“

Was die Wirkung „der originalen Signatur, des Unverkennbaren, das weder übertragen noch übernommen werden kann“, anbetrifft, so schrieb Rohling in einem Brief: „Ich glaube, da ist noch ein weites Feld und keineswegs das letzte Wort gesprochen.“ Bitter, daß er damit das Thema seines Buches meint; denn dieses ist vergriffen und steht also für nachfolgende Generationen nicht mehr zur Verfügung.

Könnte es heute vor besagtem letzten nicht noch manches Wort geben, zum Beispiel

vom Kunstverein Flensburg gesprochen? Dessen Mitglieder sind gewiß weit davon entfernt, sich mit einem besitzbürgerlichen „Denn sie war unser!“ zu bequemen. Vielleicht gibt es in solch rührigem Kreis gar Protagonisten, die sich um eine Neuauflage des Käte- Lassen-Buches von Ludwig Rohling bemühen können und wollen?

*

Dieses Werk (in seiner also noch immer einzigen Auflage) bildet die Grundlage der intensiven Arbeit der beiden Schulleiter (der Käte-Lassen- und der Hebbel-Schule) an dem Komplex Leben und Schaffen der Flensburger Malerin. Aber das Entscheidende für die heute plausible und geltende Würdigung haben Wilhelm Seil und Adolf Knottnerus, weil sie sich mit den vorhandenen und überkommenen „Unterlagen“ nicht begnügen wollten, im persönlichen Engagement und monatelanger Arbeit zusammengetragen: „Die See ist noch voll von Schollen und Dorschen / und die Welt voller Wunder. Man muß fischen und forschen.“

Diese Verse unter dem Käte-Lassen-Bild „Junge mit Fischen“ wurden ihnen Geleit- und Richtungsimpuls.

Was alles bringen sie damit zutage! Aus dem vorhandenen Material entstanden einwandfreie, ja schöne und deutende Dias, auf Fahrten ins Land Thy gab es neue Eindrücke der Landschaft und der Menschen von heute, Fotos belegten die Äquivalenz zu den Bildern der Malerin von damals, Erinnerungen wurden wach und erzählt, die Gesichter einiger Modelle von einst waren wohl gealtert und dennoch gleichen Charakters geblieben, wie ihn die Künstlerin mit durchdringendem Blick erschaut und mit Stift und Pinsel festgehalten hatte.

Die Vortragenden machen in den siebzig Dias bekannt mit bisher nur flüchtig gesehenen Dokumenten, überraschen aber

auch durch Berichte über Unbekanntes, Aufschlußreiches, Klärendes, so daß in ihrem Vortrag Spannung und Interesse, das Dabeisein also, nicht nachlassen.

Die Fülle der Informationen besteht aus Zitaten Rohlings und den sichtbaren Belegen dazu, aus menschlichen Begegnungen in Steinberghaff, Kopenhagen, Klitmøller, in Vorupør und besonders Stenbjerg, aus weniger erfüllten Andeutungen von Paris und Berlin, aus dem Sichselbstfinden in der Vaterstadt Flensburg und der damit verbundenen Arbeit an Themen, in denen sich „ihr“ Menschenbild äußert und zu demonstrieren beginnt, als habe sie, um den sentimentalen Ausdruck in ganz schlichtem Sinne zu gebrauchen, „heimgefunden“.

In Wort und Bild ließen die Vortragenden keinerlei Tendenz erkennen außer der sachlichen, mit der die Schönheit der Lichtbilder wie auch die fleißig und verständnisvoll erworbene Gediegenheit der Erläuterungen und Deutungen das eifrig „mitgehende“ Publikum zu überzeugen verstand. Schwierigkeiten boten sich möglicherweise in den dogmatischen Belehrungen zu den Kirchenfenstern; sonst aber sprachen mit Hilfe der notwendigsten Hinweise die erstaunlich klaren Wiedergaben für sich, und die Fotos von Landschaft und Mensch schienen nüchtern zu bestätigen, was die Anwesenden in Kopf und Herz auf genommen hatten.

In diesem Zusammenhang darf wohl einmal an die passive Provinzialisierung der Malerin gerührt werden: mag sie die Folge von Neigung und Begeisterung in der Heimatstadt sein, auf die Auffassung, die originale Malweise und die Unbefangenheit der Künstlerin (anstelle von Ehrgeiz) ist sie gewiß nicht zurückzuführen. Denn u.v.a. wird in „Der Tod und das Mädchen“, in „Petri Fischzug“ und besonders in den Kirchenfenstern keine eingeschränkte

Region angesprochen, und sogar die Porträts und Selbstbildnisse sind geschaffen, wie das Paul Klee ausdrückt: „sichtbar zu machen“. Und so sind Käte Lassens Menschen nicht — wie gelegentlich behauptet wird — voll innerer Dynamik, sondern umgekehrt bringt eine dynamische Begegnung Bewegung in die an sich statuarischen Figuren.

In solchem schöpferischen Sinne kann der Betrachter ihrer Bilder mit bedenkender Berechtigung die Richtung jenes oben angedeuteten „heimgefunden“ korrigieren und feststellen: sie, die Menschen, haben zu ihr, der Menschenbildnerin, gefunden; die Schweigsamen und Einsamen zu ihren Gruppierungen, zu ihrem Blick auf das Meer; die Mühseligen und Beladenen zu ihr und ihrem Christus am Kreuz oder in der Krippe, auf dem Weltenthron oder im Fischerboot.

Adolf Knottnerus-Meyer erkannte ehrfürchtig an, die Künstlerin habe mit den sechs Marienfenstern ihrer Heimatstadt „die Krönung ihres Lebenswerkes“ hinterlassen.

*

Auf einer Festseite der Ausgabe des „Flensburger Tageblatts“ vom 7. Februar unter dem Titel „Sie hat es sich nie leicht gemacht“ (No!de!) veröffentlicht Ellen Redlefsen Erinnerungen an die Malerin. Als wissenschaftlicher Assistentin von Dr. Fritz Fuglsang wurde ihr am Städtischen Museum die Betreuung der Künstlerin übertragen, „deren ganzes Leben Vorbehalt- und kompromißlos der Kunst gewidmet war“.

Dr. Redlefsen geht ebenfalls von dem „schönen Buch von Ludwig Rohling“ aus und legt besonderen Wert auf „Erinnerungen und Beobachtungen derer, denen Käte Lassen noch lebendige Gegenwart ist und bleiben wird“.

Da wurde es ihr „geradezu verübelt, wenn sie sich seit den frühen Münchener

Studienjahren (1898 bis 1904) stets ihre Modelle, vor allem Frauen und Kinder, aus den sogen. unteren Volksschichten holte. Für sie sprach sich nur dort menschliches Schicksal, Not und Leiden, in Körper und Gewandung, Gesichtsausdruck und Händen, Bewegungen und Tätigkeiten noch unmittelbar aus... . Aber in dieser Wahrhaftigkeit sahen ihre Zeitgenossen in der Heimat nur beunruhigende Vorliebe fürs Häßliche.“ Die Verfasserin bezeichnet der jungen Malerin Mitleiden in dieser „dunklen“ Periode als „ganz und gar unsentimental“. Diese Bemerkung ist im Hinblick auf die angeblich fehlende soziale Komponente der Malerin nicht ohne Spannung, und der Leser kann sich an Hand zweier Abbildungen von Menschen in Berlin und Paris seine eigenen Gedanken machen, zumal er Dr. Ellen Redlefsens spätere Feststellung, daß „Käte Lassen ja nie ein ideologisch fixiertes nordisches Menschenbild malte“, getrost auf eine Sozialrevolutionäre Ideologie übertragen könnte.

Im Zusammenhang mit der Tatsache, daß Käte Lassen selbst in Jütland kaum Landschaften malte, schreibt Frau Redlesen: „Die Menschen jener großartigeren Landschaft waren ihr eigentliches Sujet.“ Die anspruchsvolle Bebilderung der Seite zeigt neben den Berliner und den Pariser Straßentypen die Bleistiftstudie einer Frau mit Kummer und das Ölgemälde „Zwei Fischerfrauen“. Auf einem Werkfoto erkennt man die schon ältere Malerin am Werkzeugisch und überlebensgroße Skizzen an der Wand. Und mit dem sechsten Abdruck, der Karikatur eines „Malweibes“ aus der Jahrhundertwende, erinnert sich Dr. Redlesen: „Ein ausgesprochener Humor, der noch in späten Jahren fast spitzbübisch in ihren Augenwinkeln stehen konnte, prägte viele Arbeiten aus der Münchener

Studienzeit.“

*

Noch stärker als in den bisher zitierten Äußerungen von einst und heute fällt das Menschgebundene, aber auch das Menschverbundene in den Erinnerungen auf, mit denen (auch aus anderer Mentalität und Motivierung) Jacob Kronika am 2. Februar eine Seite der dänischen Tageszeitung „Flensborg Avis“ füllt.

Beim Lesen und Übersetzen stellte sich eine ähnliche Vertrautheit ein, wie sie während der Beschäftigung mit Person und Werk des Dichters Hermann Claudius vorherrschte. Sie, die Malerin, ist 1880 und er 1878 geboren (und lebt noch heute!), und beide gehören damit einer Generation an, die in zahlreichen würdigen Vertretern ihre Zeit und Mitmenschen nicht mit revolutionären Aufrufen, sondern in friedlichem Verständnis in ein „neues“ Jahrhundert zu führen versuchte.

So erzählt Kronika, daß die alte Künstlerin und er, der siebzehn Jahre jüngere Journalist, „ohne Verabredung deutsch und dänisch“ sprachen, daß es zwischen ihnen also nicht um nationale Grenzprobleme, sondern um gesellschaftliche bzw. nachbarliche Anliegen ging. Und mit der Aufforderung „Bleiben Sie Europäer!“ bestätigte sie eindeutig, was die oben erwähnte Generation kennzeichnete.

In diesem Zusammenhang schreibt Kronika auch: „Da war manches in Käte Lassens künstlerischen Themen, das vielleicht an die bedeutende und feine (!) Berliner Artzfrau erinnerte.“ Er meint Käthe Kollwitz und sieht damit diese schaffende Künstlerin nicht von der nur scheinbar revolutionärlauten Seite der „Weber-Revolte“, ähnlich dem naturalistischen Dichter Gerhart Hauptmann, für den (mindestens damals) Mitleid das Motiv seines Schaffens war.

Hier, in den Betrachtungen Jacob Kronikas zum hundertsten Geburtstag von Käte

Lassen, schließt sich der Kreis der ungezählten Menschen, ohne ein nationales oder ein soziales Problem programmatisch hervorzukehren, samt seinem ebenso stillen wie starken Umkreis: Scheu beinahe und in frommer Einseitigkeit gestaltete Käte Lassen der zurückgezogenen und schweigsamen Menschen Land und Einsamkeit. Und ihm sagte sie von ihrer Vorliebe für jene junge Frau im dunklen Kleid, die „sich mit dem Blick übers Meer durch den Dünensand schleppt“.

Das Selbstbildnis, so meint Kronika, dem der verstorbenen Künstlerin Schwester das Gemälde schenkte, „mit den großen, tiefen, seelenvollen Augen ... wie ein leiderfülltes Adagio ... erzählt am meisten von ihr selbst“.

*

Die „Halligdichterin“ Elfriede Rotermund, vier Jahre jünger als Käte Lassen und also auch zu jener Generation gehörend, mag mit den letzten Worten ihres „Halligtagebuches“ (von der Sturmflut 1909) die Reflektionen über Käte Lassen gestern und heute schließen:

„In dieser Einsamkeit fällt aller Schein, Fühlen und Denken werden ganz einfach und groß, und in der Zeit lernt man der Ewigkeit leben.“